

6/7 -

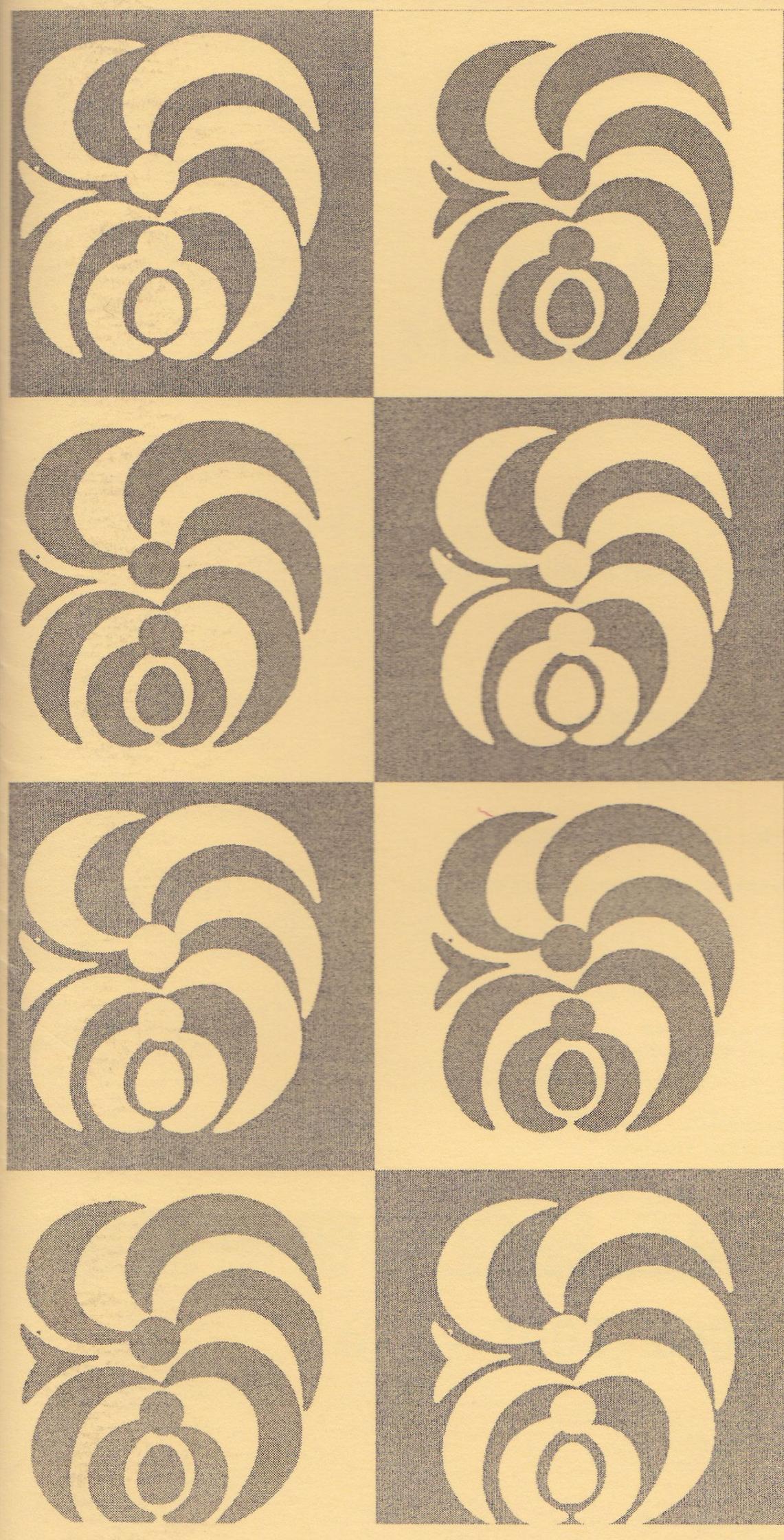
2003/2004

MITTEILUNGEN

UR- UND FRÜHGESCHICHTLICHEN ARCHÄOLOGIE E. V.

TÜBINGER VEREIN ZUR FÖRDERUNG DER

TÜVA



## **Impressum:**

Jahresschrift des Tübinger Vereins zur Förderung  
der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie

### **Herausgeber:**

Tübinger Verein zur  
Förderung der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie

c/o

Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters

Schloß Hohentübingen

72070 Tübingen

Tel.: 07071/297 24 15

Fax.: 07071/29 39 96

### **Titelblattentwurf, Redaktion und Layout:**

Jörg Bofinger, Thomas Hoppe, Thomas Knopf

### **Titelbild:**

Motiv einer keltischen Silbermünze

(Büschelquinar) aus dem Oppidum Altenburg.

© Tübingen 2005

Für den Inhalt der Beiträge sind die jeweiligen Verfasser verantwortlich.

ISSN-Nr.: 1436-9362

# TÜVA Mitteilungen

Tübinger Verein zur Förderung der  
Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie



6/7 - 2003/2004

# Inhalt

Vorwort.....5

S. HAGMANN,  
Die Heuneburg an der Oberen Donau: Ein Museum  
zwischen Geschichtsvermittlung und Eventmarketing.....7

J. KUNOW,  
Die Entwicklung der amtlichen Bodendenkmalpflege  
in den neuen Bundesländern nach der Wende.....19

A. LANG,  
Alpine Brandopferplätze.....27

# Vorwort

Das vorliegende Heft der TÜVA-Mitteilungen ist das bisher umfangreichste. Da seit dem Erscheinen der letzten Mitteilungen einige Zeit vergangen ist, wurde beschlossen, die vorliegende Ausgabe als Doppelheft für die Jahre 2003 und 2004 herauszugeben.

Es vereinigt die schriftliche Fassung dreier Vorträge, die auf Einladung des TÜVA im Schloß Hohentübingen gehalten wurden. Den Autorinnen und dem Autor gilt unser herzlicher Dank für die Bereitstellung der Manuskripte.

Das bisherige Redaktionsteam kann aufgrund beruflicher und anderweitiger Belastungen die redaktionelle Betreuung in dieser Form nicht mehr durchführen. Es ist zu hoffen, daß die Mitteilungen in dieser oder ähnlicher Form fortgeführt werden können. Hier ist der Verein auf das Engagement seiner Mitglieder angewiesen.

Der über viele Jahre hinweg tätigen Redaktion sei für ihre ehrenamtliche Arbeit sehr herzlich gedankt.

Tübingen, im Februar 2005

Der Vorstand

# Die Heuneburg an der Oberen Donau: Ein Museum zwischen Geschichts- vermittlung und Eventmarketing

## Einführung

Museen nehmen bei Fragen der Geschichtsvermittlung seit langem eine zentrale Rolle ein. Immer wichtiger werden sie im Rahmen der aktiven handlungsorientierten Unterrichtsgestaltung. Außerdem werden Museen im Zusammenhang mit neu zu entwickelnden Feldern im Tourismus verstärkt mit einbezogen. Vor allem in ländlichen, strukturschwachen Räumen werden in den letzten Jahren neue Museen eingerichtet. Die Initiatoren ebenso wie die fördernden Institutionen versprechen sich davon eine Stärkung des Tourismus genauso wie eine Belebung der ländlichen Räume im kulturellen Bereich.

Auch für die Gemeinde Herbertingen rückte der Bau des Freilichtmuseums auf der Heuneburg durch das LEADER II-Aktionsprogramm der europäischen Union (LEADER = Liaison entre

actions de développement de l'économie rurale) in greifbare Nähe. Mit diesem Programm werden innovative Projekte im Bereich Kultur und Tourismus in ländlichen Räumen Europas gefördert. Die LEADER II-Aktionsgruppe Oberschwaben setzt sich aus 31 Gemeinden der Landkreise Sigmaringen, Biberach und des Alb-Donau-Kreises zusammen.

Besonders gefördert werden hierbei Projekte, die über die Grenzen der einzelnen Landkreise hinausgreifen. Für die Gemeinde Herbertingen und für die Stadt Bad Buchau resultierte die kreisübergreifende Zusammenarbeit in einem hohen Fördersatz. Unter dem Titel eines „Archäologischen Erlebnisparks“ wurden das Heuneburgmuseum und das Federseemuseum jeweils um ein Freigelände erweitert, wobei die inhaltlichen Ansätze sehr unterschiedlich waren.

# Die Heuneburg an der Oberen Donau

Die Heuneburg gilt als eines der bedeutendsten Geländedenkmale in Europa. Seit 1876 ist die Region um die Heuneburg durch die spektakulären Ausgrabungen von Eduard Paulus d. J. in Hügel 1, 2 und 3 der Gießübel-Talhau-Nekropole bekannt. Aufgrund der damals geborgenen goldene Arm- und Halsringe aus Hügel 1 sprach Paulus von „Fürstengräbern“; in der nahegelegenen (und damals noch völlig unbewaldeten) Heuneburg vermutete er den zugehörigen Wohnsitz der Fürsten. Die Heuneburg und ihr Umfeld werden seit 1950 durch systematische Grabungen des Instituts für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters (früher: Institut für Vor- und Frühgeschichte) der Universität Tübingen und des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Außenstelle Tübingen erforscht.

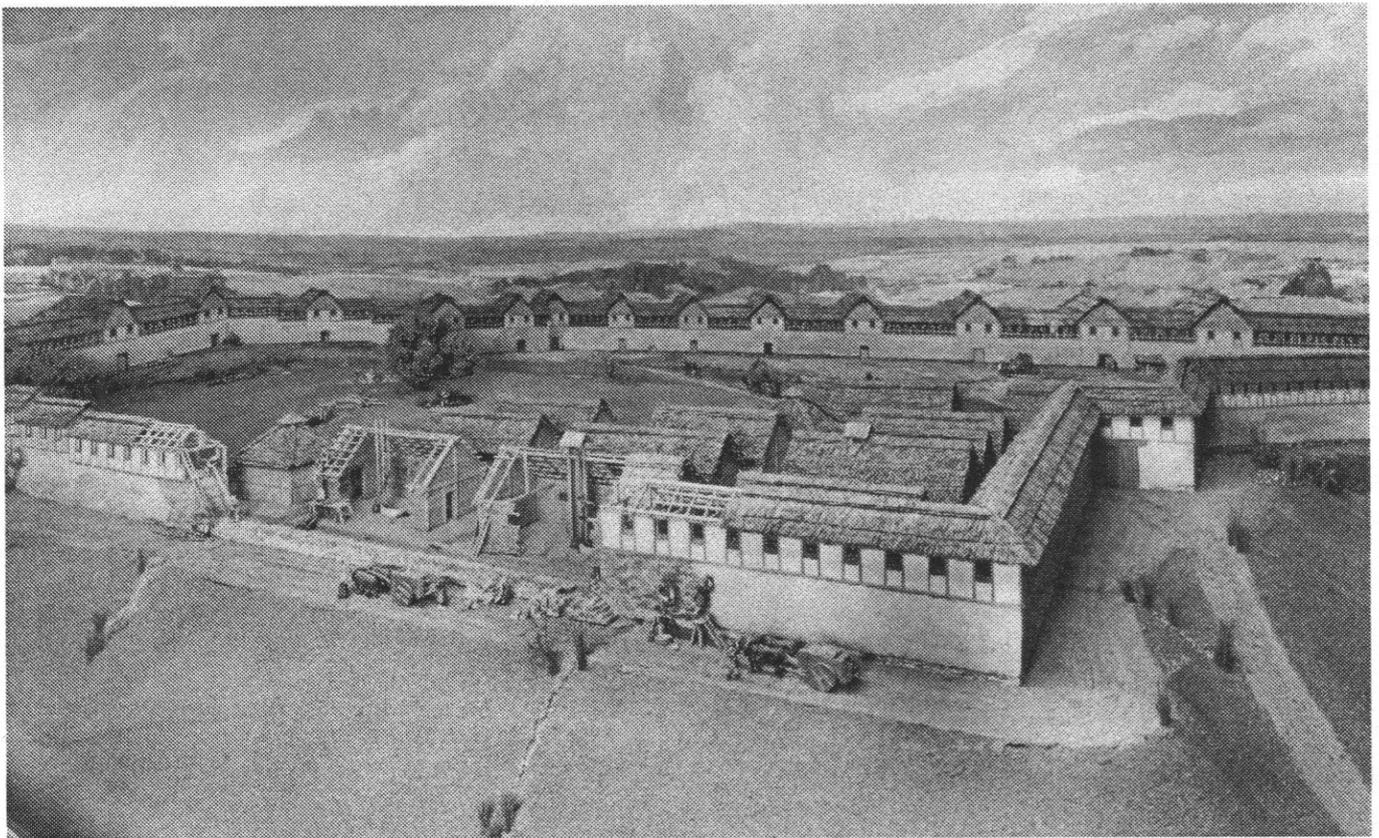
Die Grabungen auf der Heuneburg haben eine Siedelfolge von der ausgehenden Jungsteinzeit bis ins hohe Mittelalter ergeben. Als Blütezeit der Heuneburg gilt die frühe Eisenzeit. Zehn Befestigungsringen werden vierzehn Besiedlungsschichten zugeordnet und belegen eine etwa 200 Jahre andauernde Be-

siedlung des Burghügels vom ausgehenden 7. Jahrhundert v. Chr. bis etwa 400 v. Chr. Besonders auffällig ist hierbei die Befestigung der Burg mit einer Lehmziegelmauer nach mediterranem Vorbild (Abb. 1). An diese Mauer schließen insgesamt fünf Baustadien an, während die übrigen Befestigungsmauern in Holz-Erde-Bauweise jeweils mit einem Baustadium verbunden werden können. Nur während der Zeit der Lehmziegelmauer weist die Heuneburg eine dichte Bebauung auf, die den Eindruck einer Stadt mit speziellen Quartieren entstehen lässt. Fragmente von Weinamphoren und griechischer Keramik lassen ebenso wie die Lehmziegelmauer auf intensive Kontakte zu den Hochkulturen des Südens schließen. Die Heuneburg wird deshalb auch wiederholt mit der bei dem griechischen Geschichtsschreiber Herodot (Mitte des 5. Jhs. v. Chr.) erwähnten Stadt *Pyrene*, die nahe des Donauursprungs gelegen haben soll, in Verbindung gebracht.

Im nordwestlichen Vorfeld der Heuneburg liegt die flächenmäßig sehr viel größere Vorburgsiedlung. Während die Heuneburg selbst eine Fläche von 3 ha aufweist, wird für

die Vorburgsiedlung mindestens 10 ha angegeben. Beide, die lehmziegelmauerumwehrte Heuneburg und die Vorburgsiedlung wurden gegen Ende des 6. Jhs. v. Chr. durch Feuer zerstört. Im Gelände der zerstörten Vorburgsiedlung wurden auf ihren einplanierten Ruinen in der Folgezeit die vier monumentalen Grabhügel der Gießübel-Talhau-Nekropole angelegt. Die Heuneburg selbst wurde wieder befestigt, allerdings mit einer Holz-Erde-

Mauer einheimischer Bauart. Um diese Wehrmauer errichten zu können, mußte die „alte“ Lehmziegelmauer geschleift werden. Die Innenbebauung ist jetzt weiträumig; verglichen mit den planvoll angelegten Hausreihen und Hauszeilen der Lehmziegelmauerzeit erscheint diese Bebauung regellos. Im Süden werden „repräsentative, herrschaftliche Großbauten“ errichtet, die umgeben sind von Wirtschaftsgebäuden und weiteren, kleineren Wohngebäuden.



*Abb. 1: Modell der Heuneburg während der Lehmziegelmauerphase. Heuneburgmuseum Herberlingen-Hundersingen.*

# Rekonstruktionen auf der Heuneburg

Der Wunsch nach Rekonstruktionen war schon seit längerer Zeit von Besuchern geäußert worden. Der umfangreichen Stratigraphie, die im Museum ausführlich dargestellt ist, stand im Gelände lediglich eine Wiese gegenüber. Als die Besucherzahlen im Heuneburgmuseum in den 90er Jahren zurückgingen, faßte der Verein Heuneburgmuseum e. V. den Beschluß, ein Freigelände auf der Heuneburg einzurichten. Die im Museum dargestellten Grabungsergebnisse sollten im Maßstab 1:1 am Originalschauplatz rekonstruiert werden. Es stellte sich jedoch sehr schnell heraus, daß die finanziellen Mittel des Vereins nicht ausreichen konnten, ein solches Vorhaben zu realisieren.

Erst 1997, als die Gemeinde Herbertingen in die Förderprogramme der Europäischen Union aufgenommen wurde, war es möglich, an eine Realisierung eines so großen Vorhabens zu denken. Die bereits formulierten Pläne wurden neu überarbeitet und die Gemeinde Herbertingen als Bauherrin stellte den Antrag auf Errichtung eines 80 m langen Teilstückes der Lehm-

ziegelmauer mit dem Donautor und drei zugehörigen Gebäuden der Periode IVb/2 sowie dem Herrenhaus aus Periode IIIa (Abb. 2). Als Standort für die Rekonstruktionen war der ausgegrabene Südteil der Heuneburg vorgesehen.

Der Antrag wurde 1997 genehmigt und im Frühjahr 1998 mußte bereits mit den Arbeiten im Gelände begonnen werden. Als Bauzeit waren zwei Jahre geplant. In enger Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg wurde die Vorgehensweise abgestimmt. Die Rekonstruktionen sollten eng am archäologischen Befund durchgeführt werden. Es war das erklärte Ziel aller beteiligten Institutionen, eine Freilichtanlage zu errichten, die durch ihre qualitativ hochwertige Ausführung auf Dauer Bestand haben sollte. Es bestand eine Arbeitsgruppe aus den zuständigen Vertretern des Landesdenkmalamtes, dem Bürgermeister der Gemeinde Herbertingen, dem Architekten, sowie den beteiligten Handwerkern (Zimmermann, Lehmbauer, Schindelmacher) und der Projektleiterin.



*Abb. 2: Das rekonstruierte Herrenhaus der Periode IIIa. Foto: R. Hejdu.*

## **Die Lehmziegelmauer mit dem Wehrgang**

Am 1. April 1998 wurde das Gelände im Bereich der Südostecke bis auf der Niveau der Lehmziegelmauer abgetragen. Die erhaltenen Reste des originalen Mauerwerks wurden freigelegt und später in die Rekonstruktion integriert. Die fehlenden Teile des Kalksteinsockels wurden mit Steinen, die im Steinbruch nordwestlich der Heuneburg gebrochen wur-

den, ergänzt. Die ursprüngliche Planung, auch die Lehmziegel von Hand einzuschlagen, war aus zeitlichen Gründen und aus Gründen der Witterung nicht durchführbar. Deshalb wurde auf eine industrielle Produktion zurückgegriffen. Jedoch wurde die Mauer nach vielfältigen Diskussionen wieder massiv aus luftgetrockneten Lehmziegeln errichtet. Der Lehmziegelaufbau der Mauer wurde aufgrund der Sockelbreite von 3 m bei einer Höhe von

3 m belassen. Der Wehrgang ist in einer reinen Holzkonstruktion errichtet worden, die allerdings aufgrund der Windbelastung auf der Heuneburg etwa 70 cm tief unter der Lauffläche des Wehrganges verankert wurde. Beim Wehrgang wurden einige Details im Sinne des zukünftigen Betreibers berücksichtigt: die Ständer wurden leicht zurückgezogen aufgerichtet, um außen Fugen zwischen Mauerwerk und Holz zu vermeiden. Die verwendeten Holzverbindungen (Abb. 3) sind an hallstattzeitlichen Grabkammern belegt (zentrale Kammer des Hügels 2 der Gießübel-Talhau-Nekropole; zentrale Kammer des Magdalenenberges, Villingen-Schwenningen).

Bei der Dachdeckung (Abb. 3) wurde mit Schindeln zwar auf archäologisch belegte Materialien zurückgegriffen; die Dachform – ein flaches Satteldach – wurde jedoch von praktischen Überlegungen bestimmt. Die Größe der Fensteröffnungen wiederum ist durch den archäologischen Beleg bestimmt, wenn auch hier auf die Mauer von Gela auf Sizilien Bezug genommen wurde.

### **Das Donautor**

Das Donautor wurde aufgrund der Schwierigkeiten, die der originale Befund bietet, sehr schlicht ausgeführt.

Es handelt sich um eine tangentielle Toranlage, wobei die sich überschneidenden Mauerzüge eine 3 m breite Torgasse bilden. Die Überdachung des Torweges wurde selbstverständlich vorausgesetzt.

### **Die Gebäude**

Die drei zugehörigen Gebäude wurden – wie auch die Lehmziegelmauer – an ihren ursprünglichen Standorten in der äußersten Südostecke errichtet. Das als Wohnhaus interpretierte südliche Gebäude (8,50 x 5,60 m) wurde aufgrund des starken Pfostens im Inneren als Firstständerbau mit Giebeln rekonstruiert.

Das größere Gebäude (10,6 x 7,4 m) weiter nördlich wies keine Pfosten im Inneren auf und wurde als Rahmenbau errichtet. Aufgrund des archäologischen Befundes handelt es sich hierbei um die Werkhalle eines Bronzeschmiedes: im westlichen Teil des Gebäudes wurden eine „mäßig rot verziegelte Fläche“ und an deren Südostrand die Pfosten einer Rauchgasabführung aufgedeckt. Auf und in der Oberfläche des Hallenbodens fanden sich „vielfältige, meistenteils formlose Zeugnisse für den Guß und die Verarbeitung von Bronze“.



*Abb. 3: Detail der Dachkonstruktion des Wehrgangs. Foto: R. Hejdu.*

Der kleine gestelzte Speicher (3,4 x 2,6 m) zwischen der Werkhalle und dem Wohnhaus konnte aufgrund der vorragenden Dachvorsprünge der beiden großen Häuser nicht mehr an seinen originalen Standort errichtet werden. Er wurde wenig nach Norden verschoben.

Alle drei Gebäude haben Fußböden aus gestampften Lehm. Die technische Anlage in der Werkhalle des Bronzgießers fehlt noch, ebenso die Inneneinrichtung des Wohnhauses und des Speichers.

## Das Fürstenhaus

Die Errichtung des großen Fürstenhauses der Periode IIIa im Süden der Heuneburg stand unter dem Zeichen großer Zeitnot. Der Abrechnungszeitraum näherte sich seinem Ende und um Zuschüsse nicht verfallen zu lassen war große Eile vonnöten. Besonders schwierig gestaltete sich die Rekonstruktion auch, da sanitäre Einrichtungen in diesem Gebäude untergebracht werden mußten. Dieses Gebäude

wurde von seinem ursprünglichen Standort nach Westen verschoben. Der deutliche Abstand zur Lehmziegelmauer soll verhindern, daß Besucher meinen, die Lehmziegelmauer habe noch zur Zeit des Fürstenhauses bestanden.

Viele Details, auf die bei der Lehmziegelmauer und den Gebäuden großer Wert gelegt worden war, wie die rein handwerkliche Ausführung der Rekonstruktionen, konnten hier aus Zeitgründen nicht so streng eingehalten werden.

## Infrastruktureinrichtungen

Im Vorfeld der Heuneburg wurde ein Parkplatz gebaut; das Betreten der Freilichtanlage mußte durch ein Eintrittshäuschen gestaltet werden, das eine Mindestversorgung der Be-

sucher gewährleisten sollte. Nicht zu vergessen sind natürlich auch damit einhergehende Maßnahmen wie die notwendigen Leitungen für Wasser, Abwasser und Strom.

## Heuneburgmuseum

Auch die damals 15 Jahre alte Aufstellung im Heuneburgmuseum in Hundersingen sollte im Zusammenhang mit dem neuen Freilichtmuseum neu gestaltet werden.

Inzwischen war die Aufarbeitung der Außensiedlung abgeschlossen, ebenso lagen die Bestattungsplätze in der Umgebung der Heuneburg auf-

gearbeitet vor. Nach der Eröffnung der Freilichtanlage konnte 2001 auch das Heuneburgmuseum in einer neuen Aufstellung präsentiert werden. Inszenierungen und Modelle im Maßstab 1:1 bereichern die Präsentation der originalen Funde und die Erläuterungen über Schrifftafeln.

# Betrieb der Museen

Bei der Entscheidung für den Bau des Freilichtmuseums auf der Heuneburg spielten die Fördergelder der europäischen Union, die aus einem Programm zur Förderung von Kultur und Tourismus in strukturschwachen Räumen Europas (LEADER II) zu erwarten waren, eine sicher nicht unwichtige Rolle. So betrug das gesamte Volumen der Investitionen 3,3 Mio Euro. Die Gemeinde Herbertingen trägt hiervon etwa ein Drittel, also 1,1 Mio. Euro. Ohne die Fördergelder, die nicht allein aus Geldern der Europäischen Union bestehen, wäre der Bau des Freilichtmuseums für die Gemeinde nicht möglich gewesen.

Seit 2000 ist die Gemeinde Betreiberin der beiden Museen. Zuschüsse von Seiten der öffentlichen Hand für den laufenden Betrieb erhält die Gemeinde nicht. Um den jährlichen Zuschuß zum Museumsbetrieb möglichst klein zu halten, sind neben der Museumsleiterin noch zwei Mitarbeiterinnen fest angestellt. Alle drei Mitarbeiterinnen sind teilzeitbeschäftigt und arbeiten über Jahresarbeitszeitkonten. Im Sommer werden die Öffnungszeiten mit Aushilfskräften aufrechterhalten. Ehrenamtliche Mitarbeiter sind in der Museumspädagogik und bei den Führungen tätig.

## Ziel des Museums - aktuelle Zahlen - Erfahrungen

Das erklärte Ziel aller am Bau Beteiligten war die Schaffung eines lebendigen aktiven Museums. Ein attraktives Veranstaltungsprogramm soll immer wieder auch „alte“ Besucher anlocken. Ein Schwerpunkt sollte die Arbeit mit Schulen sein, die zum „aktiven Unterricht“ ins Museum kommen. Um auf diesen praxisbezogenen Geschichtsunterricht aufmerksam zu machen,

wurden bereits während der Bauzeit Schülerprojekte durchgeführt, die zeigen konnten, daß Geschichtsunterricht auf der Heuneburg nicht allein das Thema Kelten zum Inhalt haben muß, bzw. daß unter dem Titel Kelten ganz unterschiedliche Themen bearbeitet werden können. Allerdings sind solche Projekte mit viel Aufwand verbunden und können nicht zum Routinebetrieb

eines Museums gehören. Ein immer wieder auftauchender Problem- punkt ist die Lage der Heuneburg ab- seits der großen Verkehrswege; die Anreise mit dem Bus wird zur Kos- tenfrage.

Das Jahr 2003 war das erste voll- ständige Betriebsjahr mit beiden Mu- seen. 25 000 Besucher waren zu ver- zeichnen. Die Resonanz für das Frei- lichtmuseum und die Neuaufstellung des Heuneburgmuseums waren überwiegend positiv. Bemängelt wurde die fehlende Innenausstattung der Gebäude auf der Heuneburg. Wie haben die Kelten gelebt? Das war eine ständig auftauchende Frage, nicht nur von Kindern. Wo schläft der Kelte? Was hat er gegessen und getrunken? Sitzt er beim Essen auf einem Stuhl an einem Eßtisch oder hockt er auf dem Boden? Wie funktioniert der Handel mit den Griechen? Wie verständigten sich Kelten und Griechen? Manche dieser Fragen lassen sich einfach beant- worten, aber andere sind über den archäologischen Befund nicht so einfach zu klären. Alle dreidimen- sional dargestellten Dinge werden von den meisten Besuchern als histo- risch belegt aufgefaßt. Aber wie sieht

denn tatsächlich der Alltag eines keltischen Bewohners auf der Heu- neburg aus? Im Jahr 2003 waren es auch trotz der Sonderausstellung „Krieger und Amazonen der Steppe“ nur etwa 25 000 Besucher. Das ent- spricht zwar dem diesjährigen Trend in nahezu allen Museen, macht die Betreiber aber nicht zufrieden. Die Sonderausstellung hat das Museum vermutlich eher vor einem größeren Rückgang der Besucherzahlen be- wahrt.

Dennoch zeigen die Zahlen, daß es in der Bevölkerung Interesse für diese Themen gibt. Wichtig hierbei ist die sorgfältige Aufbereitung der Informationen, die auch dem Laien einen Zugang zum Thema ermög- licht. Hierin besteht natürlich auch die Schwierigkeit. Die Besucher und Besuchergruppen im Museum sind sehr unterschiedlich und bringen auch ganz unterschiedliche Voraus- setzungen mit. Die Erfahrung bei den Führungen zeigt, daß auswendig gelernte Texte die Besuchergruppen nicht mehr begeistern. Der Be- sucherführer braucht ein Fach- wissen, von dem ausgehend er sich auf die einzelnen Besuchergruppen einstellen kann.

# Zusammenfassung

Es ist durchaus ein allgemeines Interesse an Museen zu beobachten, wobei Freilichtanlagen anscheinend beliebter sind als Vitrinenmuseen. Die Besucher kommen mit sehr großen Erwartungshaltungen, was den Service und das Angebot im Museum betrifft. Das Museum gehört heute zu den Dienstleistungsunternehmen, die auf zufriedene Besucher angewiesen sind. Dazu gehört vor allem eine intensive Betreuung der Besucher vor Ort, ebenso das Angebot eines Aktiv-Programms. In diesem Sinne

befinden sich die Museen in direkter Konkurrenz mit Freizeitparks.

Museen haben andere Aufgaben und andere Ziele als Freizeitparks, aber sie gehören in den Bereich der Freizeitaktivitäten und werden sich in Zukunft diesen Problemen stellen müssen. Die Gratwanderung zwischen seriöser Wissensvermittlung und Unterhaltung wird die Museen in den nächsten Jahren verstärkt beschäftigen. Denn die Museen brauchen die Besucher, aber braucht der Besucher die Museen?

## Weiterführende Literatur

A. BURKHARDT, Museen im ländlichen Raum Baden-Württemberg: Kultur und Tourismus (Kurzfassung). [www.infodienst-mlr.bwl.de/ila/alr/museum/burkhardt.htm](http://www.infodienst-mlr.bwl.de/ila/alr/museum/burkhardt.htm).

E. GERSBACH, Baubefunde der Perioden IVc – IVa der Heuneburg. Heuneburgstudien IX = Röm.-Germ. Forsch. 53 (Mainz 1995).

E. GERSBACH, Die Baubefunde der Perioden IIIb – Ia der Heuneburg. Heuneburgstudien X = Röm.-Germ. Forsch. 56 (Mainz 1996).

W. KIMMIG, Die Heuneburg an der oberen Donau. Führer arch. Denkmäler Baden-Württemberg 1 (Stuttgart 1983).

F. KOLB, Die Stadt im Altertum (München 1984).

S. KURZ, Siedlungsforschungen im Umfeld der Heuneburg bei Hunderringen, Gde. Herbertingen, Kreis Sigmaringen. Arch. Ausgr. Baden-Württemberg 2002 (Stuttgart 2003) 77 ff.

W. MEIGHÖRNER, Sind Museen etwas spezifisch oberschwäbisches? Mitt. Ges. Oberschwaben 1, 2002, 53 ff.

H. REIM, Das „Freilichtmuseum Heuneburg“ an der oberen Donau. Rekonstruierte Geschichte. Denkmalpfl. Baden-Württemberg 3, 2002, 122 ff.

*SABINE HAGMANN M. A.*  
*Keltenmuseen Heuneburg*  
*Ortsstraße 2*  
*88 518 Herbertingen-Hundersingen*

# Die Entwicklung der amtlichen Bodendenkmalpflege in den neuen Bundesländern nach der Wende

## Einleitung

Am 03. Oktober 1990 löste sich die Deutsche Demokratische Republik als Staatsgebilde auf; ihre Bevölkerung und das von ihr eingenommene geographische Gebiet traten der Bundesrepublik Deutschland bei. Im gleichen Zusammenhang entstanden die 1952 im Zuge territorialer Neugliederung abgeschafften Länder Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen neu; Deutschland bestand fortan nicht mehr aus elf, sondern aus 16 Bundesländern. Auch für die Bodendenkmalpflege hatte die Wiedereinführung der Länder

im Osten Deutschlands große Konsequenzen. Sie bedeutete zunächst, dass von diesem Zeitpunkt an keine für das ehemalige Staatsgebiet der DDR einheitliche Landesarchäologie auf der Grundlage der *Verordnung für die ur- und frühgeschichtlichen Bodenaltertümer* aus dem Jahr 1954 mehr existierte. Die einzelnen Länder waren jetzt im Zuge der so genannten Kulturhoheit der Länder auch für die Bodendenkmalpflege verantwortlich und mussten für sie einen neuen gesetzlichen, finanziellen und auch organisatorischen Rahmen schaffen.

## Eine föderal aufgebaute Landesarchäologie entsteht

Alle staatlichen Organisationen im Osten Deutschlands wurden nach der Wende evaluiert. Aufgelöst wurde in dem Zusammenhang die *Akademie der Wissenschaften der DDR* und damit zugleich deren *Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie* (ZIAGA), das

sich im Rahmen der Verordnung aus dem Jahr 1954 eine fachliche Vormachtstellung innerhalb der archäologischen Institutionen verschafft hatte. Auch unabhängig von bisweilen erhobenen Vorwürfen, eine die staatliche Ideologie auch unterstützende Wissen-

schaftseinrichtung gewesen zu sein, war die zuvor gesetzliche abgesicherte, gesamtstaatliche Position des Akademie-Instituts mit dem föderalen Prinzip der Bundesrepublik und dessen Länderhoheit für die kulturellen Belange nicht mehr in Einklang zu bringen; es gab deshalb zum Akademie-Institut auch kein echtes Pendant in den alten Ländern.

Der gebietsmäßige Zuschnitt der neuen Länder kam dem aus DDR-Zeiten überkommenen Organisationsaufbau der Bodendenkmalpflege mit seinen fünf Museen für Ur- und Früh-

geschichte entgegen. Anders als die Baudenkmalpflege mit ihrem zentralen Institut in Berlin war sie ja trotz Verwaltungsneugliederung des Jahres 1952 weiterhin regional strukturiert geblieben. So wurden die fachliche Kontinuität und damit auch die Jahrzehnte lange Kenntnis zum Bodendenkmalbestand in den neuen Dienststellen gewahrt, als sie dann die Funktion von Denkmalfachbehörden übernahmen. Nur vergleichsweise wenige Landkreise änderten im Zuge der Wiedereinführung der Länder ihre politische Zuordnung und fielen somit in die Zuständigkeit eines anderen Landesmuseums.

## **Einführung der Denkmalschutzgesetze in den neuen Bundesländern: Beibehaltung des Schatzregals, Definitions- änderung des Bodendenkmalbegriffes und Einführung der Verursacherprinzips**

In den Jahren zwischen 1991 und 1993 gaben sich die neuen Länder ihre Denkmalschutzgesetze, wobei sich angesichts des teilweise ruinösen Zustandes vieler Baudenkmäler und vor allem wegen der zuvor erfolgten flächigen Abrisse in historischen Stadtkernen breite politische Mehrheiten in den Landesparlamenten für den Schutz und die Pflege des Denk-

malbestandes fanden. In Abweichung von der DDR-Regelung und damit zugleich in Annäherung an die gesetzliche Praxis der alten Bundesländer votierte die Legislative jeweils für ein Gesetz, das alle Denkmalgattungen wie Bau- und Bodendenkmäler, Gartendenkmäler, Denkmalensembles usw. gleichermaßen erfasste - die Zeiten verschiedener gesetzlicher Regelung für

Bau- und Bodendenkmäler waren vorbei.

In mancherlei Hinsicht kann man die Denkmalschutzgesetze der fünf neuen Länder als Fortentwicklung charakterisieren, in die Erfahrungen mit den Gesetzen aus den alten Bundesländern Eingang gefunden haben. So unterschiedlich im Detail die neuen Gesetze auch ausgefallen sind, es verbinden sie doch vor allem gemeinsame strukturelle Züge. Beibehalten in allen wurde das Schatzregal, das dem jeweiligen Land das Eigentum an neu entdeckten archäologischen Objekten wie bislang zusicherte; Ankäufe oder Entschädigungen gegenüber privaten Findern oder Grundstückseigentümern konnten dadurch entfallen und wären vermutlich auch nicht ausreichend finanzierbar gewesen.

Wichtig war zudem in allen Denkmalschutzgesetzen die umfassendere Gestaltung des Denkmalbegriffs, insbesondere die Aufhebung der zeitlichen Beschränkung für Bodendenkmale, die man als ganz wesentliche Abänderung gegenüber Regelungen der DDR-Verordnung des Jahres 1954 begreifen muss. Damit war erst für die Mittelalterarchäologie und die Archäologie der frühen Neuzeit eine gesetzliche Zuständigkeit der neuen Denkmalfachbehörden gegeben, die diese in

den folgenden Jahren zu einem Hauptarbeitsgebiet ausbauten. Es ist ganz eindeutig, dass es einen inneren Zusammenhang zwischen der Vernachlässigung einer Mittelalter- und Neuzeitarchäologie in der DDR und den dortigen gesetzlichen Bestimmungen gab. Man hatte damals – also im Jahr 1954 und ohne dieses später zu erweitern – die fachliche Zuständigkeit der Landesmuseen noch auf die Zeitepoche der Ur- und Frühgeschichte begrenzt und somit gedankliche Neuerungen, auch die jüngeren Zeitabschnitte einer Landesgeschichte als archäologischen Schutz- und Forschungsgegenstand zu begreifen, behindert. Zeitgleich hatte sich in vielen alten Bundesländern diese spezifische Ausrichtung der Archäologie vor allen durch große Stadtkerngrabungen in den 1970er und 1980er Jahren überzeugend etabliert und auch den Anschluss an die internationale Entwicklung im Fach gefunden.

Als weiteres, ganz wesentliches Element wurde in den Denkmalschutzgesetzen der neuen Bundesländer die Verantwortung desjenigen festgeschrieben – egal, ob Privatperson oder öffentlicher Bereich –, der in die Substanz eines Denkmals nachhaltig und zum eigenen Vorteil eingreift. Er wird im Rahmen des ihm Zumutbaren verpflichtet, Rettungsgrabungen sicherzustellen. Dieses so genannte Verur-

sacherprinzip, das zugleich europäischen Standards, etwa der wichtigen „Konvention von Malta“ zum Schutz des archäologischen Erbes aus dem Jahr 1992 folgt, hatte in den neuen Ländern von Beginn an große Auswirkungen, da häufig nur hierdurch die Finanzierung der notwendigen Ausgrabungen im Vorfeld drohender Zerstörung gewährleistet wurde. Ohne dieses

gesetzliche Instrumentarium hätte nach der Wende im Osten Deutschlands eine Erosion undokumentiert abgehender archäologischer Fundplätze gedroht. Darüber hinaus hat dieses Prinzip in nicht wenigen Fällen dafür gesorgt, dass Maßnahmen, allein um Ausgrabungskosten zu minimieren, umgeplant und denkmalverträglicher ausgeführt wurden.

## Organisationsstruktur der amtlichen Landesarchäologie

Eine strukturelle Kernaussage zur Organisationsform findet sich in allen Denkmalschutzgesetzen der neuen Länder; sie betrifft die Einheit von Bodendenkmalpflege und archäologischem Museum unter einem institutionellen Dach. Die Landesämter werden dadurch in die Lage versetzt, auch neue Ausgrabungsergebnisse und Funde unmittelbar der Öffentlichkeit museal zu präsentieren und diese an den aktuellen Feldforschungen teilhaben zu lassen. Hier ist man nach der Wende dem schon zu DDR-Zeiten bewährten Ämterzuschnitt gefolgt, wobei die Wurzeln der organisatorischen Verschmelzung von Bodendenkmalpflege

und archäologischem Landesmuseum noch weiter, nämlich bis in die preußische Zeit zurückgreifen.

Jetzt wird zudem ein weiterer Trend beim Verwaltungsneuaufbau erkennbar. In den neuen Ländern führt man derzeit die amtliche Bodendenkmalpflege und das Archäologische Landesmuseum einerseits mit der Baudenkmalpflege andererseits institutionell zusammen. In Brandenburg ist dieses bereits erfolgt; die anderen neuen Länder bereiten diesen Schritt gerade vor. Man wird sehen, ob sich dann auch hier das aristotelische Prinzip bewahrheitet, dass das Ganze mehr ist als die Summe seiner Einzelteile.

# Hauptarbeitsgebiete nach der Wende: Untersuchungen in den historischen Stadtkernen und Begleitung linearer Maßnahmen

Nach der Wende mussten sich die Landesämter gewaltigen Aufgaben stellen. Überall investierte man in den neuen Ländern und realisierte Bauvorhaben. Besonders umfangreiche Veränderungen betrafen die historischen Stadtkerne. Hier hatte sich durch die jahrzehntelange Vernachlässigung ein immens hoher Sanierungsbedarf gebildet. Für die Bodendenkmalpflege zwischen Ostsee und Erzgebirge wurde die Begleitung der Altstadtsanierung bei der Neugestaltung von Marktplätzen, der Verlegung neuer Kanalschächte in den Straßen oder der Schließung von Baulücken zum Hauptarbeitsfeld. Im Rückblick der letzten zehn Jahre kann man jetzt konstatieren, dass im Osten Deutschlands zuvor noch vorhandene Defizite in der Kenntnis mittelalterlichen städtischen Lebens durch die Masse an neuen Ausgrabungen abgebaut wurden und man sogar eine fachlich führende Rolle auf diesem Gebiet dann einnehmen kann, wenn es in den nächsten Jahren gelingt, die Vielzahl an Untersuchungen wissenschaftlich auszuwerten und ihre Ergebnisse zu veröffentlichen.

Neben der Stadtkernsanierung hat die ostdeutsche Bodendenkmalpflege einem weiteren Aufgabenschwerpunkt intensive Aufmerksamkeit gewidmet. Ein besonderer Nachholbedarf war nach vierzig Jahren auch bei großen Infrastrukturvorhaben gegeben. Es wurden in der letzten Dekade fast alle Autobahnabschnitte mit Fahrspuren erweitert und auch völlig neue Trassen – z. B. die „Ostseeautobahn“ BAB 20 – entstanden. Das gleiche gilt für die Schienenwege der Eisenbahn, die grundsaniert wurden und deren Streckennetz jetzt neue Trassen für Hochgeschwindigkeitszüge ergänzten. Bei diesen so genannten linearen Maßnahmen müssen zudem die großen Versorgungsleitungen für Gas und Erdöl Erwähnung finden, die quasi aus allen Himmelsrichtungen die neuen Bundesländer durchkreuzten. Die archäologische Begleitung der linearen Vorhaben hat sich für die neuen Landesämter zu einer ganz typischen Aufgabe der letzten zehn Jahre entwickelt; alle fünf Landesämter haben die Möglichkeit umfassend genutzt und über Hunderte von Streckenkilometern den

Straßen-, Schienen- und Pipelinebau begleitet. Hierdurch sind ganze, bis dahin unbekannte untertägige Fundlandschaften erschlossen worden und man bekommt erstmals Vorstellungen von der Anzahl archäologischer Fundplätze gerade in Bereichen, wo sich diese auf Grund von Deckschichten oder von Waldbestand nicht an der Oberfläche abzeichnen. Solche Chance bestand in den alten Bundesländern vor

allem in den 1960er und 1970er Jahren, wo derartige Strukturmaßnahmen durchgeführt wurden; die Bodendenkmalpflege war allerdings damals noch nicht so weit, das fachliche Potenzial dieser besonderen Vorhaben zu erkennen. Zwischenzeitlich gibt es aber auch dort gute Beispiele für derartige Trassenbegleitungen, vor allem in Verbindung mit dem Bau von neuen ICE-Strecken.

## Individuelle Anforderungen an die Bodendenkmalpflege in den neuen Ländern

Über diese Aufgaben hinaus, die alle Bodendenkmalämter im Osten Deutschlands gleichermaßen beschäftigten, gab es aber noch Länder spezifische. Eine erhebliche Intensivierung der Bodendenkmalpflege erfolgte in den großen Braunkohlenregionen der Lausitz und Mitteldeutschlands. Dort gehen die fachlichen Intentionen dahin, die kulturelle Biographie alter Kulturlandschaften nachzuzeichnen, deren dauerhaften Verlust die dortige Rohstoffgewinnung verursachen wird.

Ein völlig neues Arbeitsfeld ist entlang der Ostseeküste entstanden, wo erstmalig eine Unterwasserarchäologie im ehemaligen Sperrgebiet etabliert

werden konnte. Hier richtet sich die Aufmerksamkeit nicht allein auf Schiffwracks quasi aus allen Zeitepochen, sondern zudem auf alte Siedlungsplätze, die auf Grund des Meeresspiegelanstiegs der Ostsee nun unter Wasser liegen und beste Erhaltungsbedingungen vor allem für organische Materialien garantieren.

Ebenfalls der staatlichen Reglementierung fiel in der DDR die Luftbildarchäologie zum Opfer. Nur gelegentlich und nach langfristiger Voranmeldung waren abseits der innerdeutschen Grenze Luftbildflüge möglich. Auch hier hat der Osten Deutschlands zwischenzeitlich An-

schluss gefunden, seit der Himmel wieder offen ist. Diese Prospektionsmethode gehört deshalb auch hier mittlerweile zum Standardrepertoire

und wird für eine präventive, als auf Denkmalschutz ausgerichtete Bodendenkmalpflege ebenso angewendet wie zur Früherkundung zukünftiger Bauflächen.

## Fazit und Ausblick

Will man ein fachliches Fazit der vergangenen Dekade nach der Wende ziehen, muss man zunächst auf den enormen Umfang an Rettungsgrabungen verweisen, die durchgeführt werden konnten. Trotz der Vielzahl von Bedrohungen archäologischer Fundplätze durch Maßnahmen ganz unterschiedlicher Art in den Städten und auf dem Land hat man den Überblick behalten - die neuen Denkmalschutzgesetze haben sich hier eindeutig bewährt.

Natürlich muss man die Entwicklung und damit auch die Anforderung an die Bodendenkmalpflege in den vergangenen zehn Jahren als atypisch einstufen. Man hatte den Eindruck, dass auf Grund der Vernachlässigungen in einem Jahrzehnt alles das nachgeholt werden sollte, wofür sich die alte Bundesrepublik vier Jahrzehnte Zeit gelassen hatte. Es mehren sich

jedoch auch im Osten Deutschlands die Anzeichen, dass bald eine Entwicklungsphase erreicht wird, die punktuell zwar noch in den Folgejahren etwa in den historischen Stadtkernen oder beim Straßenbau ein größeres Grabungsaufkommen gegenüber den westlichen Bundesländern beschert, aber es dürften sich derart „wilde Jahre“ nicht wiederholen.

Es ist zu hoffen, dass sich dann die Bodendenkmalpflege in den neuen Ländern verstärkt dem Denkmalschutz zuwenden und vor allem in Gebieten, wo der Investitionsdruck geringer ist, beispielhafte Schutz- und Pflegeprogramme realisieren kann. Damit wäre dann eine Normalisierung der Hauptarbeitsgebiete der Landesarchäologie im Osten Deutschlands erreicht: der Schutz, die Pflege und die Erforschung der Bodendenkmäler stünden auch hier wieder in einer vernünftigen Relation zueinander.

*PROF. DR. JÜRGEN KUNOW  
Rheinisches Amt für Bodendenkmalpflege  
Endenicher Straße 133  
53115 Bonn*

## Alpine Brandopferplätze

Der Mensch hat sich von Anfang an selber als ein Wesen gesehen, das in vielfachen Beziehungen nicht nur zu seiner konkret erfahrbaren Umwelt lebt, sondern auch zu außerweltlichen Mächten, den sogenannten höheren Mächten oder auch *Numina*. Mittel zur Kommunikation mit ihnen waren Rituale, die es sicher in sehr viel vielfältigerer Form gab, als wir heute erkennen können. Zu den weltweit verbreiteten und uralten Ritualen gehören die Brandopfer, speziell Tierbrandopfer. Dem Brandopfer liegt die Vorstellung zugrunde, dass das Feuer das Opfer reinigt und dieses dann in reiner Substanz zu den höheren Mächten aufsteigt. Das Brandopfer verbindet so die irdische mit der überirdischen, himmlischen Welt. Menschlich gedachte Götter erlaben sich zudem am Geruch der Tierbrandopfer, der zu ihnen aufsteigt. Das Alte Testament erzählt in vielen Episoden derartiges, beispielsweise im ersten Buch Moses, Kap. 8, Vers 20.21: „Noah aber baute dem Herrn einen Altar und nahm von allem reinen Vieh und von allen

reinen Vögeln und opferte Brandopfer auf dem Altar. Und der Herr roch den lieblichen Geruch und sprach (...)“.

Kultstätten, an denen Brandopfer dargebracht wurden, nennt man Brandopferplätze. Diese sind also durch die Art des Opfers definiert, nicht, wie sonst meist üblich, durch den Ort, an dem sie stattfinden wie beispielsweise die Höhlen-, Quell- und Mooropfer.

Die meisten Brandopferplätze kennt man aus den Alpen (Abb. 1) (WEISS 1997; GLEIRSCHER/NOTHDURFTER/SCHUBERT 2002). Dies ist sicher zum Teil forschungsgeschichtlich bedingt; man hat sich dort früher als anderswo intensiv mit diesen religionsgeschichtlichen Denkmälern beschäftigt. Die Verbreitungskarte ist lückenhaft; es gibt sicherlich Kultstätten, die nicht mehr erfassbar sind, weil man auf Brandopferplätze verweisende Befunde nicht beschrieben bzw. Funde wie verbrannte Tierknochen nicht aufgehoben hat.

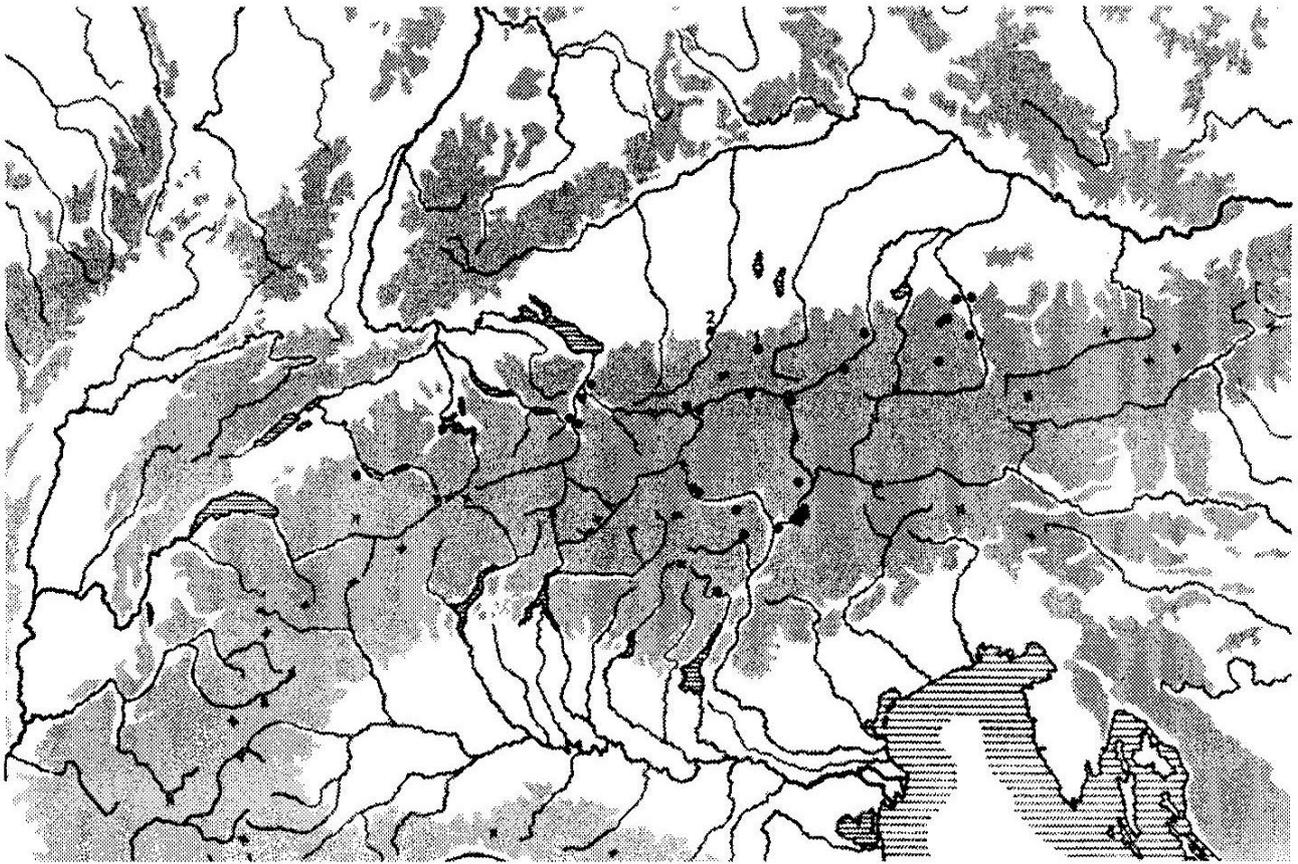


Abb. 1: Verbreitung der prähistorischen Brandopferplätze. 1=Farchant, Lkr. Garmisch-Partenkirchen; 2=Forggensee, Lkr. Schwangau. Nach WEISS 1997, 37, mit Ergänzungen.

Brandopferplätze gab es zu unterschiedlichen Zeiten, in unterschiedlicher topographischer Lage und Größe, in unterschiedlicher Bauart und mit unterschiedlich ausgeprägten Opfergaben. Sie sind auch unterschiedlich lang als Kultstätten genutzt worden. Zu einem Brandopferplatz gehörten ein Altar und Bereiche, an denen die Verbrennungsrückstände, also Asche und verbrannte Tierknochen, sowie sonstige Opfergaben deponiert wurden, ebenso auch die Scherben des Geschirrs, das bei einer ge-

meinsamen Mahlzeit der Kultteilnehmer benutzt und anschließend zerschlagen wurde.

Zunächst zur zeitlichen Verteilung der Plätze. In den Inneralpen begannen sie in der frühen Bronzezeit, der Goldbichl bei Igls beispielsweise im 19. Jh. v. Chr. (TOMEDI 2002), und sie endeten im 1./2. Jh. n. Chr., d. h. in römischer Zeit, hatten also insgesamt eine sehr lange Tradition. Die einzelnen Kultplätze sind unterschiedlich lang genutzt worden. Das reicht von Hunderten von Jahren für Heiligtümer mit

einer zentralen Funktion in ihrer Region wie beispielsweise der Goldbichl bei Igls oberhalb von Innsbruck (TOMEDI 2002) oder der Pillerstattel bei Fließ im Unterinntal (TSCHURTSCHENTHALER/WEIN 2002) bis hin zu einem kleinen Platz, wie dem von Kundl, BH Kufstein, an dem ein einmaliges Brandopfer von Tieren und Pflanzen stattgefunden hatte (LANG 1998, 20 ff.).

Normen für die Lage der Brandopferplätze im Gelände gibt es nicht. Gerne wurden sie auf isoliert liegenden Kuppen mit einem weiten Blick in die Umgebung angelegt. Es sind Plätze, an denen man gelegentlich später auch Kirchen bzw. Kapellen erbaut hat; von einer Kultkontinuität kann aber nicht die Rede sein; der Platz als solcher hat sich offenbar für Kulthandlungen angeboten. Der Lage wegen vermutet man auf Kuppen gerne Brandopferplätze, auch wenn die die Funktion definierenden verbrannten Tierknochen (noch) nicht belegt sind. Dies gilt beispielsweise für die Kronsburg bei Zams, Bez. Landeck, Oberinntal, von der es Lesefunde gibt, die einem Ritualzusammenhang zugeordnet werden (sogenannte Losstäbchen: ZEMMER-PLANK 2002); verbrannte Tierknochen sind von dort noch nicht bekannt.

Gelegentlich liegen Brandopferplätze auf Berggipfeln, wie dem Monte Ozol im Nonsberg. Das imposanteste Beispiel für diese Lage ist der Brandopferplatz auf dem 2450 m hohen Schlern in Südtirol (Abb. 2). Dort läuft man heute noch über grössere Mengen verbrannter Tierknochen, die Wanderer im Allgemeinen für Kalksteingrus halten.

Beispiele für Brandopferplätze in unauffälliger Tallage sind etwa der urnenfelderzeitliche Wasserfeldbühl bei Oberaudorf an der Grenze von Bayern/Nordtirol; auf einem Schwemmfächer im Etschtal liegt der Brandopferplatz Galgenbühl bei Salurn.

Altäre und Deponien waren jeweils unterschiedlich gestaltet. Der Altar kann eine Lehmtenne sein, mit oder ohne Steinumrandung, oder auch ein Steinbau in unterschiedlicher Form. Reihen von Altären jeweils aus einer Lehmtenne mit rechteckiger Steinumfassung fanden sich in St. Walburg im Südtiroler Ultental; ein Steinaltar mit sorgfältig gesetzter Außenumrandung am Pillerstattel bei Fließ im Unterinntal. Heute nur noch ein Steinhaufen ist der sogenannte Goldknopf von Gargazon, ebenfalls in Südtirol, dessen verschlackte Oberfläche und Durchmischung mit verbrannten Tier-

knochen seine ehemalige Funktion als Altar eines Brandopferplatzes sichert. Solche Steinhäufen, die Reste sogenannter Steinkegelaltäre, sind lediglich aus dem Südalpenraum bekannt (GLEIRSCHER/NOTHDURFTER/SCHUBERT 2003). Der Altar von Kundl im Nordtiroler Unterinntal bestand nur aus dem Brandplatz mit einer Umrandung aus vier genau in die Himmelsrichtungen gesetzten Steinen. Diese unterschiedlichen Befunde zeigen, dass es keine rituellen Vorschriften für die Form des Altars gab.

Die Verbrennungsrückstände wurden nach je nach Bedarf oder Vorschrift vom Altar abgeräumt und an anderer Stelle deponiert. Auch die Deponien sind nicht einheitlich gestaltet worden. Am Brandopferplatz auf der Pillerhöhe/Oberinntalbereich beispielsweise ist ein Asche-/Knochendepot angelegt worden, das mit 80 Lagen, die im Verlauf von rund 1200 Jahren aufgetürmt worden sind, eine beachtliche Höhe erreicht hat (TSCHURTSCHENTHALER/WEIN 2002). Andere Verfahren sind Ausbringen auf einer ei-



*Abb. 2: Ansicht des Schlern; der Brandopferplatz liegt an der höchsten Stelle des linken Massivs. Foto: Verf.*

gens dafür vorgesehenen Fläche oder auch Verfüllen in einer Grube.

Die Opfergaben sind entweder zusammen mit den Verbrennungsrückständen oder gesondert niedergelegt worden.

Deponien für Opfergaben – die regelhaft unverbrannt sind – können auf der Oberfläche liegende Bereiche sein wie am Runggeregge bei Seis (GLEIRSCHER/NOTHDURFTER/SCHUBERT 2003) oder auch Gruben, sog. *bothroi*, oder auch regelrechte Häuser,

Schatzhäuser, in denen die Gaben niedergelegt wurden. Die Lösungen sind, wie bei den Altären, für jeden Platz individuelle getroffen worden.

Festplätze sind naturgemäß am schwierigsten zu identifizieren. Am Runggeregge bei Seis hat er wohl zwischen der Kuppe mit dem Altar und dem Bereich der Opferdeponie gelegen (Abb. 3). Am Brandopferplatz auf der Pillerhöhe wurden die Opfergaben auf der angenommenen Festwiese verstreut.

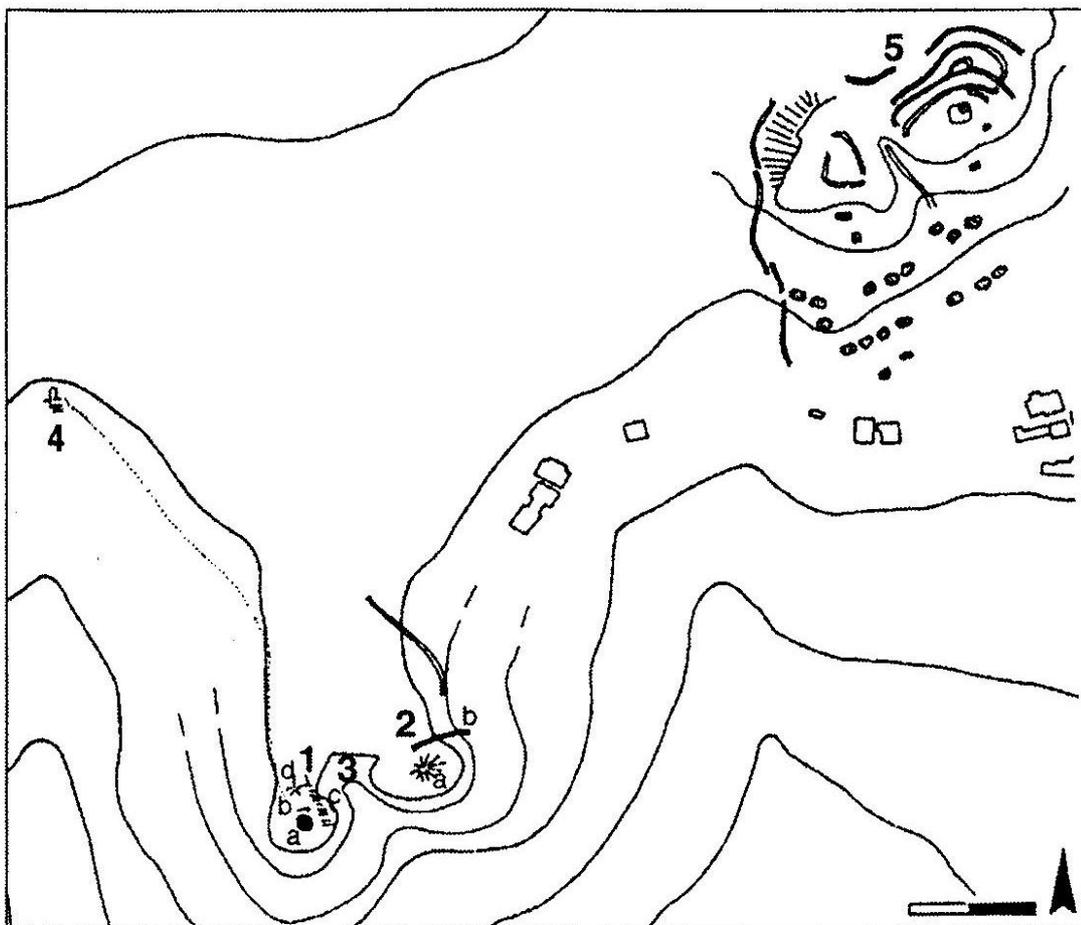


Abb. 3: Brandopferplatz Runggeregge. 1 Deponien; 2 Steinkegelaltar; 3 Festwiese. Nach P. GLEIRSCHER 2002, 595 Abb. 2.

Nun zunächst Allgemeines zu den Funden. Am auffallendsten an den Brandopferplätzen sind die Anhäufungen von verbrannten Tierknochen, die Überreste der Opfertiere. Die Knochenmengen sind teilweise enorm. Am Brandopferplatz im Langackertal bei Bad Reichenhall in Südbayern war der Hügel aus kalzinierten Knochen um 1870 noch vier Meter hoch und 32 m lang. Der Grundeigentümer trug den Hügel allmählich ab, indem er mit dem Knochengrus seine Felder düngte. 1890/91 grub dann M. VON CHLINGENSPERG den noch 1,20 m hohen Rest vollständig aus. Er fand dabei „ein Lager von klein zersplitterten, hart klingenden, weiß gebrannten Tierknochen (...). Aus diesem auf 270 Kubikmeter gering veranlagten Knochenschotter von Tausenden geschlachteter Haustiere wurden die Bruchstücke von mehr als 700 Gefäßen herausgezogen. Nach einer Schätzung des Großgrundbesitzers und königlichen Posthalters GEORG PUCHNER sen. würde der jetzige gesamte Viehbestand im Bezirke Reichenhall nicht die Zahl der am Langacker verbrannten Tiere erreichen“ (zitiert nach KRÄMER 1966, 111).

Geopfert wurden immer nur Haustiere, und zwar Rinder, Schafe

und Ziegen sowie Schweine, in wechselnden Anteilen, je nach landschaftlichem Umfeld. Wild fehlt als Opfertier vollständig, obwohl Wild durchaus verzehrt wurde, wie die entsprechenden Tierknochen in den Siedlungen zeigen.

Die Beschränkung auf Haustiere könnte mit Vorschriften zusammenhängen, wie Sie für Tieropfer im Alten Orient und in Griechenland überliefert sind: die Tiere mussten makellos vor den Altar treten (nach HIMMELMANN 1998). Unter dieser Voraussetzung durfte Wild als Opfer ausscheiden, weil man es wohl kaum ohne Schrammen oder auch größere Verletzung an den Altar gebracht hätte.

Typisch für die meisten Brandopferplätze ist, dass die verbrannten Knochen fast ausschließlich vom Schädel und den Extremitäten der Tiere stammen (Abb. 4). Die Tiere sind also nicht vollständig geopfert worden, sondern nur Teile von ihnen. Man hat den höheren Mächten die fleischarmen Stücke zugeeignet, während die fleischreichen von der Gemeinschaft der Opfernenden im Kultmahl verzehrt wurden. Diese Art der Aufteilung beschränkte sich nicht auf die alpinen Brandopferplätze, sondern war auch in anderen Regionen üblich. Der griechische Dichter HOMER beschrieb bei-

spielsweise für das spätbronzezeitliche Griechenland (13./12. Jh. v. Chr.), dass den Göttern als Opfer nur Fetthaut und Knochen verbrannt wurden. Die olympischen Speiseopfer des 7./6. Jh. v. Chr. führten die Tradition fort: Fett und Schenkelknochen den Göttern, die fleischigen Teile für die Mahlzeit der Menschen (dazu HIMMELMANN 1998).

WERNER KRÄMER, dem der erste zusammenfassende Aufsatz zu den Brandopferplätzen verdankt wird (KRÄMER 1966), sah einen Zusammenhang zwischen den griechischen und den alpinen Brandopferplätzen. Dagegen sprechen allerdings chronologische Gründe. Selektion in fleischarme und fleischreiche Teile lässt sich bereits für die mittelbronzezeitlichen Plätze nördlich der Alpen belegen. Ein modern ergrabenes Beispiel ist der Befund für die zwischen 1435 und 1400 v. Chr. ausgebrachte älteste Schicht des Knochen-/Aschendepots der Kultstätte auf dem Pillersattel in Nordtirol; dort fehlen Knochen der fleischreichen Stücke (Tschurtschenthaler/Wein 2002, 645 ff.). Auch aus dem bayrischen Alpenvorland sind einige mittelbronzezeitliche Plätze bekannt, an denen sich ausschließlich kalzinierte Schädel- und Extremitätenknochen gefunden haben (z. B. Icking-Irsch-

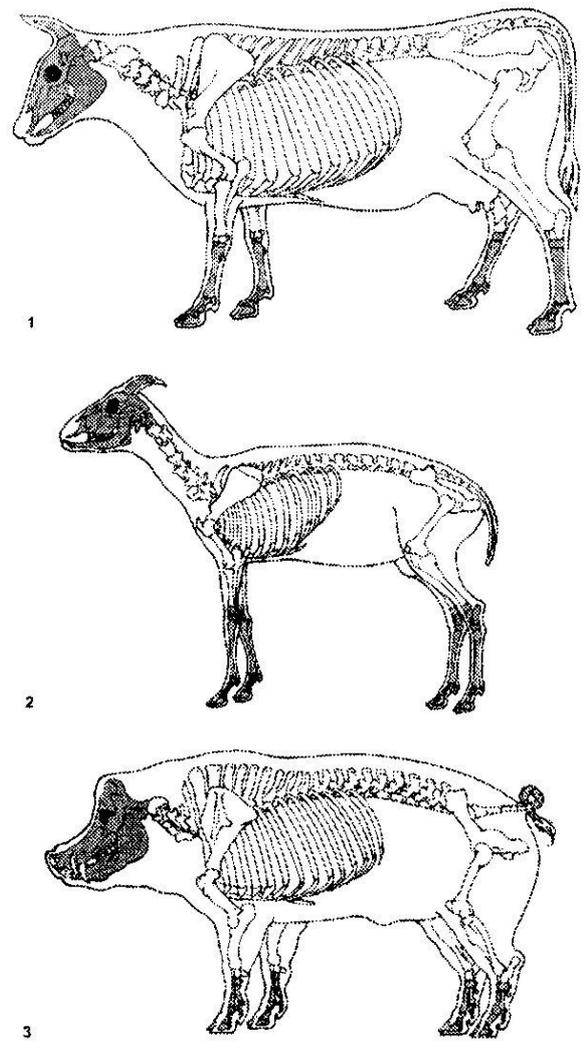


Abb. 4: Opfertiere und deren verbrannte Körperteile (gerastert). 1 Kuh; 2 Schaf/Ziege; 2 Schwein.

enhausen, Lkr. Bad Tölz-Wolf-  
ratshausen: WEISS 1997, 165 Nr. 16).

Die Art der Teilung des Opfers (s. auch GLADIGOW 1984), die die Götter benachteiligte und die Menschen begünstigte, führte schon in der Antike zu Spekulationen über ihren Ursprung. Der griechische Dichter HESIOD beispielsweise

(THEOGONIE 535 ff.) sah ihn in einem Betrug, den einst Prometheus versucht hatte. Prometheus hatte bei einem Opfer an Zeus Fett und Knochen des Opfertieres sowie Fleisch und Innereien so zu zwei Häufchen arrangiert, dass der aus Fett und Knochen das bessere zu sein schien und ließ den Göttervater dann wählen, welches er für sich beanspruche. Zeus durchschaute zwar das Vorhaben, ihn um den besseren Teil des Tieres zu betrügen, wählte aber dennoch das Häufchen aus Fett und Knochen. Seitdem opfern die Menschen den Göttern nur den schlechteren Teil und verzehren selber den besseren.

Bei dem römischen Dichter OVID liest man eine andersartige Erklärung (Metamorphosen XV, 127 ff.; hier zitiert nach HIMMELMANN 1998, 66). Ein Anhänger der Pythagoreer, die den Genuss von Fleisch ablehnten, äußert die Meinung, dass die Menschen nur gierig auf das Fleisch der Tiere seien und mit dem Knochenopfer die Götter an dem Tötungsdelikt beteiligten. Das sogenannte Opfer hat in Wirklichkeit also nur eine Alibifunktion.

Der Basler Altphilologen KARL MEULI (MEULI 1946) bringt die Art der Teilung bei den olympischen Speiseopfern in einen anders ge-

arteten Zusammenhang, und zwar mit Vorstellungen, die zwar erst für nordeurasische Jäger des 18./19. Jh. schriftlich überliefert sind (z. B. PAULSON 1961), aber mit guten Gründen bereits für die eiszeitlichen Jäger des Jungpaläolithikums vermutet werden dürfen (dazu auch BEHMBLANCKE 1965; 2003). Ausgangspunkt für die jägerischen Rituale ist der Glaube daran, dass Tiere eine Seele haben. Tiere als Jagdbeute erforderten deshalb bestimmte Maßnahmen, Rituale, um der Beseeltheit der Tiere gerecht zu werden, und um Schaden vom Jäger wegen der Tier-tötung abzuwenden. Zu diesen Ritualen gehörte beispielsweise nach dem Schlachten eine sorgfältige Depo-nierung von Knochen, speziell des Schädels und der Extremitäten, dazu des Fells der Tiere an bestimmten Orten; sie diente dazu, den Tieren ein Wiederlebendigwerden zu ermöglichen. Die wichtigsten Teile eines Tieres waren also nicht die fleischreichen, sondern die Knochen und das Fell, weil sie das Regenerieren sicherten. Bezogen auf die Brandopferplätze heißt dies, dass die Götter mit ihrem Anteil in Form von Knochen und Fell nicht den schlechteren Teil eines Tieres erhielten, sondern den besseren.

In MEULIS Erklärung der Selektion von Tierteilen spielen chronologische und auch regionale Unterschiede zwischen den jungpaläolithischen Deponierungen und den olympischen Speiseopfern keine Rolle; MEULI geht von einem kulturellen Gedächtnis aus, wobei im Verlauf der Tradierung des Rituals die Kenntnis des religiösen Hintergrundes verloren ging und nur noch eine Formalie, die Knochenauswahl übrig blieb. Hier schließt sich die Frage an, ob man die Knochenbefunde an den alpinen Brandopferplätzen analog beurteilen kann. Für Mitteleuropa lässt sich immerhin eine Reihe von Tier- und Tierteil-, möglicherweise auch Tierknochen-deponierungen namhaft machen (s. GANSLMEIER 2001), die man in eine Tradition der jungpaläolithischen Niederlegungen stellen könnte. Dazu gehören beispielsweise linearbandkeramische Befunde wie der Ziegenschädel in einer Grube der Siedlung von Káloz, Kom. Fejér, Ungarn, sowie zwei Rinderschädel in einer Grube der Siedlung in Bicske, Kom. Fejér (Abb. 5) (MAKKAY 1986, 171 ff.). Ist dieser Traditionsstrang richtig gesehen, könnte sich aus dem Regenerierungsritual der Jäger ein bäuerliches Fruchtbarkeitsritual entwickelt ha-

ben, in dem die Grundvorstellung, das magische Verlebendigen von Tieren über Deponierungen von Tierteilen bzw. Knochen, die geblieben ist.

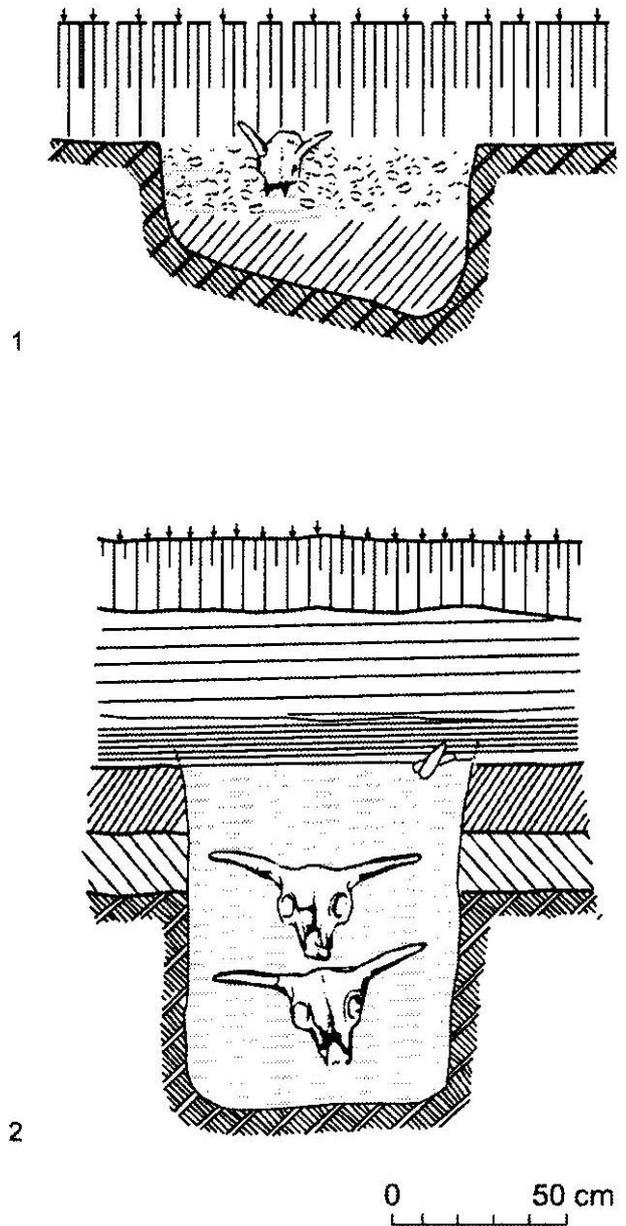


Abb. 5: Schädeldeponierungen. 1 Káloz, Kom. Fejér, Ungarn: Ziegenschädel in einer Grube. 2 Bicske, Kom. Fejér, Ungarn. Grube mit zwei Stierschädeln. Nach MAKKAY 1986, 171 Abb. 2; 173 Abb. 4.

Tierdeponierungen und Tierbrandopfer unterscheiden sich in einem ganz wesentlichen Aspekt. Die Verbrennung des Tieropfers, von Anfang an das charakteristische Kennzeichen der alpinen Brandopferplätze, hat eine grundsätzlich andere Bedeutung als die Deposition des unverbrannten Körpers. Das Verbrennen befreit beim Bestattungsritual für Menschen die Seele vom Körper. Auf das Tier übertragen heißt dies, dass der Wunsch, es möge sich körperlich regenerieren, mit dem Verbrennen nicht mehr vereinbar ist. Für die Auswahl der fleischarmen Tier Teile als Opfer ist damit ein bewusstes Anknüpfen an ältere, letztlich paläolithische Regenerationsrituale auszuschließen. Ob die Auswahl nur noch eine aus älterer Zeit stammende Formalie darstellt, ist zu bezweifeln.

Heute zieht man für die Art der Teilung des Opfers vielfach einen ökonomischen Aspekt in Betracht. Er besagt, dass man aus wirtschaftlichen Gründen die minderwertigen Teile eines Tieres als Opfer wählte, um Nahrungsressourcen zu schonen.

Neben den Tierbrandopfern hat es sicher auch Speiseopfer in Form von Honig, Früchten, Getreide usw. sowie auch Trankopfer gegeben

(LANG 2002a). Diese nachzuweisen, ist schwierig; wenn sie verbrannt wurden, sind sie analytisch oft nicht mehr fassbar. Man kann davon ausgehen, dass sie sehr viel häufiger waren, als uns heute über die Funde erscheint.

Typisches Fundgut von Brandopferplätzen sind Unmengen von kleinen Scherben. Es sind die Überreste des Geschirrs, das zum Kultmahl im Rahmen des Rituals gebraucht wurde. Der Verzehr von Fleisch eines Opfertieres schafft eine Verbindung mit den höheren Mächten, und das Kultmahl stärkt zugleich das Zusammengehörigkeitsgefühl der opfernden Gruppe. Opferhandlung und Kultmahl festigten demnach einerseits die Gemeinschaft der Menschen untereinander und andererseits die zwischen Menschen und höheren Mächten.

Die Opfergaben waren nicht gleich bleibend im Verlauf der Zeit. An den frühbronzezeitlichen Brandopferplätzen sind vereinzelt Getreide und Sichelelemente aufgefunden worden; für die spätbronzezeitlichen sind Krüge belegt, die sog. Laugener Kannen, die möglicherweise Getreide enthielten (GLEIRSCHER 1992, 569). Bei Getreide- und Tieropfern denkt

man an einen Vegetationskult, in dem es um eine reiche Ernte an Feldfrüchten und um Fruchtbarkeit der Tiere ging. Mit der Spätbronzezeit kamen Sachopfer hinzu, die auf eine metallurgische Tätigkeit der Kultteilnehmer hinweisen wie beispielsweise Bronzeschlacken (Schwarzsee am Seeberg, Südtirol: NIEDERWANGER 2002, 755 ff.).

Im 7./6. Jh. v. Chr., nahmen die Sachopfer an Art und Umfang außerordentlich zu. Geopfert wurde alles, was in den Bereich der materiellen Kultur gehörte und dem Einzelnen oder der Opfergemeinschaft als Gabe wichtig war. Mit Beginn der Geldwirtschaft seit dem 2. Jh. v. Chr. wurden die Sachopfer dann zunehmend durch Münzopfer ersetzt, vor allem im Südalpenraum.

Im Kultverhalten an den meisten Brandopferplätzen fällt das Zerstören von vielen Opfergaben ebenso auf wie das Zerschlagen des Geschirrs, das man bei den Mahlzeiten dort benutzt hat. Was war der Grund für diese Handlungsweise? Vordergründig denkt man zunächst, dass die Zerstörung der Opfergaben den Raub durch Dritte verhinderte. Das ist sicher richtig, dürfte wohl aber kaum die Hauptrolle gespielt haben. Eigentum von höheren

Mächten, an einem heiligen Platz deponiert, war tabuisiert, wie man aus schriftlichen Berichten für die Mittelmeerwelt und auch die späten Kelten weiß. Ein Aspekt der Zerstörung lag wohl darin, dass die Gabe dann von dem, der sie weihte, nicht mehr zurückgenommen und wiederverwendet (profanisiert) werden konnte. Dieser Ausschluss einer Wiederverwendung zwang dann sozusagen die höheren Mächte dazu, die Gabe anzunehmen und machte es unmöglich, sie zurückzuweisen. Die Annahme der Gabe verpflichtete dann aber auch zu einer Gegenleistung im Sinne des Opfernden. Unbrauchbarmachen einer Gabe kann ein Verstärken der Dringlichkeit bedeuten, mit der die Menschen ihr Anliegen vorbrachten.

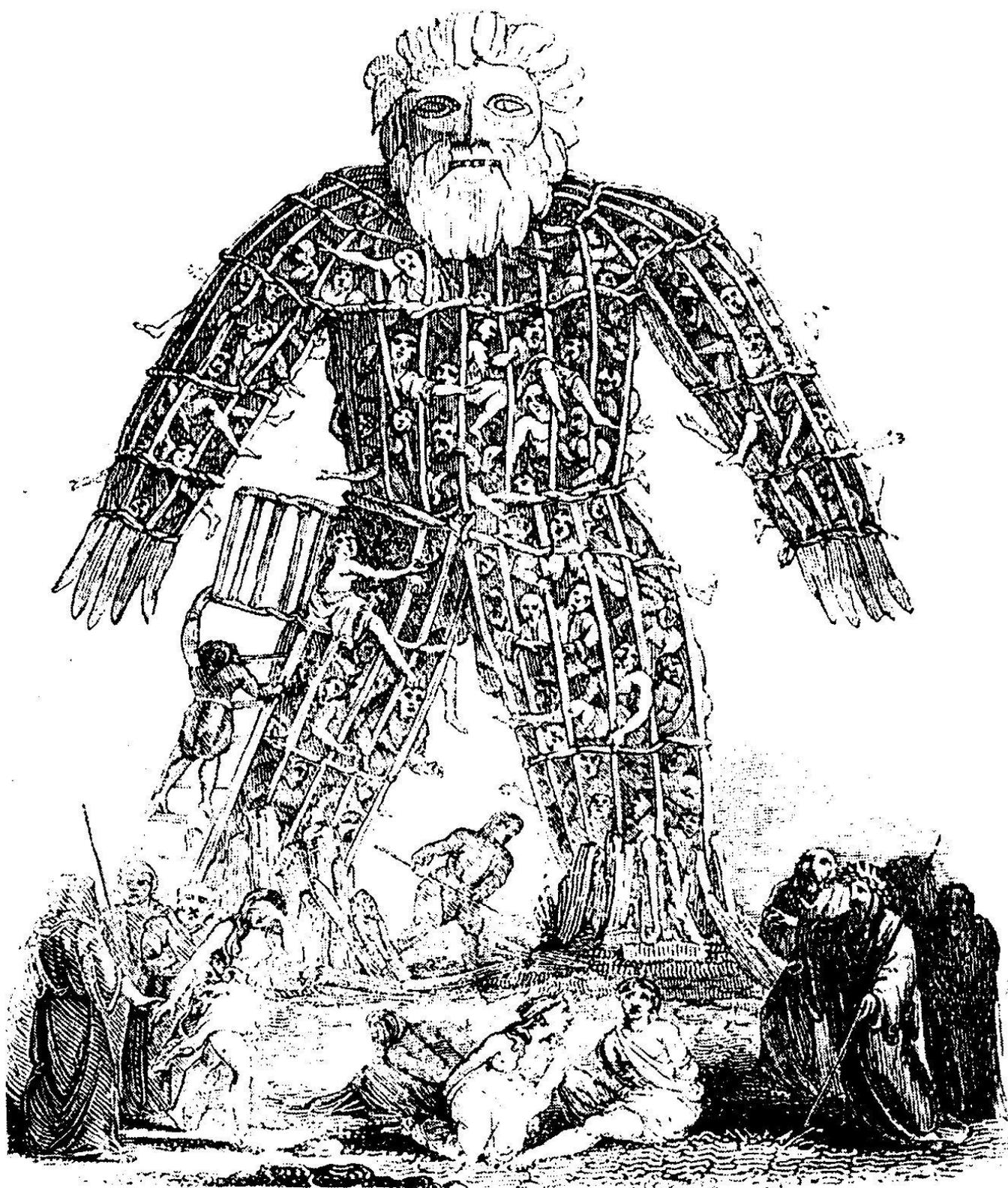
Diskutiert wird auch eine andere Interpretation: Zerstören bzw. Unbrauchbarmachen sei eine Form der Distanzierung; mit den rampo-nierten Opfergaben würden unerwünschte bzw. schädliche Einflüsse entfernt (SEIWERT 1998, 281). Weil gemeinsame Mahlzeiten mit diesen distanzierenden Opfern meist nicht verbunden sind (ebd.), wird man Brandopferplätze, zu deren Charakteristika ja das Kultmahl gehört, nicht in diesem Zusammenhang sehen wollen.

Unbrauchbarmachen war kein Vorgang, der auf Gaben an Brandopferplätzen beschränkt war; es war ein Verfahren, das auch für kultische Deponierungen in anderem Zusammenhang belegt ist.

Dass neben Tierbrandopfern im Alpenraum auch Menschenbrandopfer dargebracht wurden, schien zunächst kaum glaublich, war dann aber nicht mehr bezweifelbar. Von den kalzinierten Knochen des Brandopferplatzes am Runggeregge bei Seis in Südtirol (GLEIRSCHER/NOTHDURFTER/SCHUBERT 2003) stammen 95 % von Menschen jeden Alters und beider Geschlechter. Der Platz am Runggeregge unterscheidet sich ausschließlich im Opfergut Mensch von den Kultstätten mit Tierbrandopfern; alle anderen Komponenten wie Altar, Deponie und teilweise unbrauchbar gemachte Opfergaben entsprechen dem Üblichen. Ob auch ein Kultmahl zelebriert wurde oder die Gefäße Speise- und Trankopfer enthielten, wird kontrovers diskutiert. Rituale fanden am Runggeregge von der zweiten Hälfte des 7. Jh. bis in das 1. Jh. v. Chr. statt; Menschenopfer hatten hier also eine jahrhundertelange Tradition.

Bei näherem Betrachten sind Menschenopfer nichts Ungewöhn-

liches. Man kennt archäologische Belege aus unterschiedlichen Regionen, und auch literarisch sind sie belegt. Die Sitte, anstelle von Tieren Menschen als Opfer darzubringen, beschreibt z.B. CAESAR für die Gallier im *bellum Gallicum* VI, 16.4; nach der Aussage, dass in bestimmten Fällen statt Tieren den Göttern Menschen dargebracht wurden, erzählt er auch von der Form des Opfers: „alii immani magnitudine simulacra habent, quorum contexta viminibus membra vivis hominibus complent; quibus succensis circumventi flamma exanimantur homines“ (Andere Stämme haben Gebilde von ungeheurer Größe, deren aus Ruten zusammengeflochtene Glieder sie mit lebenden Menschen füllen; sie werden dann von unten angezündet, und die von der Flamme Eingeschlossenen werden getötet“ (nach DORMINGER 1962). Abb. 6 zeigt eine Illustration zu dieser Textstelle. Ähnliches berichtet der Grieche STRABON, wenn er schreibt, dass die Kelten Stroh puppen mit Menschen und Tieren füllten und dann als Opfer verbrannten. Die Texte von CAESAR und STRABON vermitteln uns einen Eindruck vom religiösen Denken der Zeit, auch wenn sie sich nicht auf die Brandopferplätze der Räter beziehen, sondern auf die Verhältnisse bei deren Nachbarn, den Kelten.



*Abb. 6: Illustration des 19. Jahrhunderts zu Caesars Beschreibung der keltischen Menschenopfer.*

Die Funde von Brandopferplätzen geben uns keine Vorstellung vom Ablauf eines Festes dort, weil uns entscheidende Inhalte des Rituals wie Gebet, Musik, Tanz und symbolische Handlungen verborgen bleiben. Es mag sein, dass die Feste den Szenen gleichen, die auf Bronzeblechheimern, sog. Situlen, dargestellt worden sind. Diese Situlen des 6./5. Jh. v. Chr. waren unter anderem auch im inneralpinen Raum verbreitet; es gibt sie also im selben Raum und zur selben Zeit wie die Brandopferplätze. Weil die Bilder in vielen Fällen stereotyp sind, bilden sie wohl keine Illustrationen einmaliger Begebenheiten, sondern festgelegter Rituale, die sich, wie gesagt,

auf Brandopfer beziehen könnten. Dargestellt sind Aufzüge von Kriegern und Tieren; Männer spielen Leier und Panpfeife, sie sitzen und trinken, sie machen Übungen oder kämpfen mit einer Art Hanteln (Abb. 7).

Wir wissen wenig bis nichts zur Häufigkeit der Rituale, genauso wenig auch zu den höheren Mächten, zu deren Ehren sie stattfanden. Für Südtirol denkt man in der Forschung darüber nach, ob nicht an Brandopferplätzen aufgefundene, aus Bronzeblech ausgeschnittene Votive einen Hinweis auf die Verehrung einer Göttin, der Reitia, geben; die Rituale hätten demnach der Reitia gegolten.

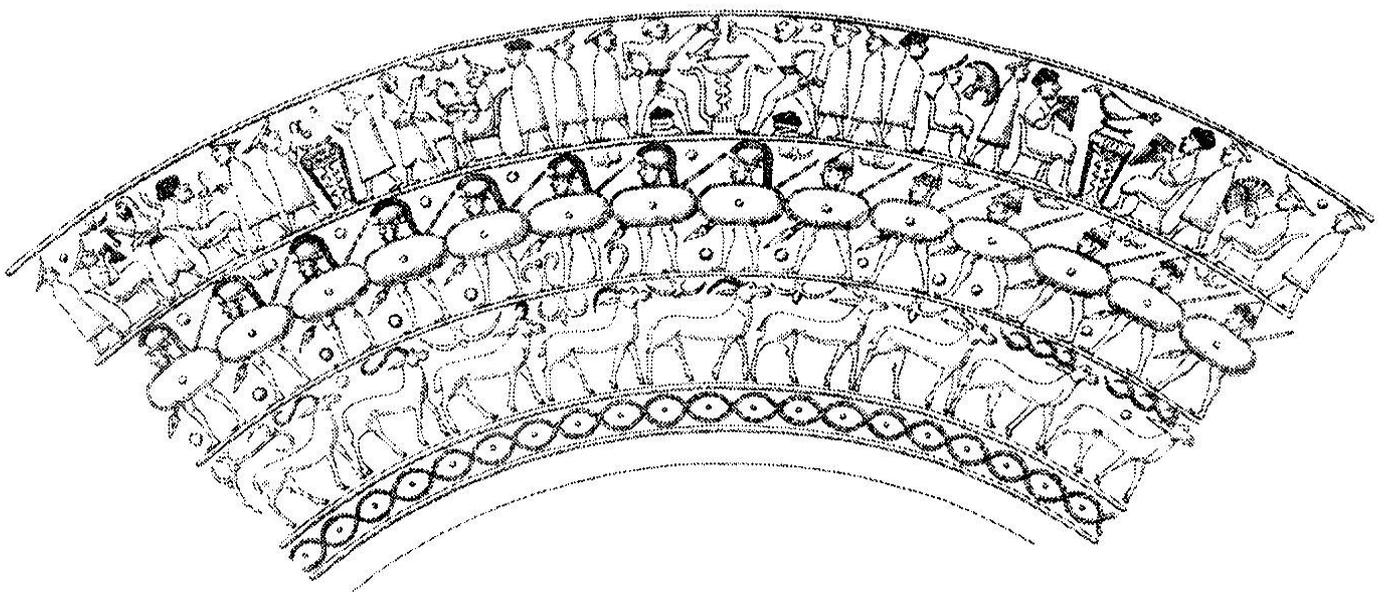


Abb. 7: Bilderfriese (abgerollt) auf der sog. Situla in Providence. Nach LUCKE/FREY 1962, Beilage 1.

Reitia wurde in Venetien, also Oberitalien, verehrt; ihr Heiligtum in Este, Fondo Baratella, ist in den vergangenen zwanzig Jahren archäologisch recht gut erforscht worden. Reitia wird eine Funktion als Heilgöttin zugeschrieben; sie wird mit der griechischen Artemis gleich gesetzt. Dies gründet u. a. darin, dass der Artemis als Tier ein Pferd zugeordnet ist (s. Abb. 8, 1) und es eine gleichartige Verbindung Reitia und Pferd gibt. An den südalpinen Brandopferplätzen fanden sich unter den Bronzeblechvotiven in Menschengestalt auch solche mit Pferdekopfarmen (Abb. 8, 2.4.5). In diesen könnte man das Abbild einer dort verehrten Göttin Reitia sehen.

Oberitalien, speziell Venetien hat der Kulturentwicklung insbesondere der Südalpentäler (im heutigen Trentino und Südtirol) vom 5. bis 1. Jh. v. Chr. sehr viele Impulse gegeben; so kann sich auch eine Reitiaverehrung von dort aus in die Südalpentäler verbreitet haben.

In Menschenfigürchen, insbesondere denjenigen mit Adorantengestus, also erhobenen Händen, die wir von Brandopferplätzen kennen (Abb. 8, 3), kann man opfernde Menschen sehen, die sich selber in Votivform darstellen.

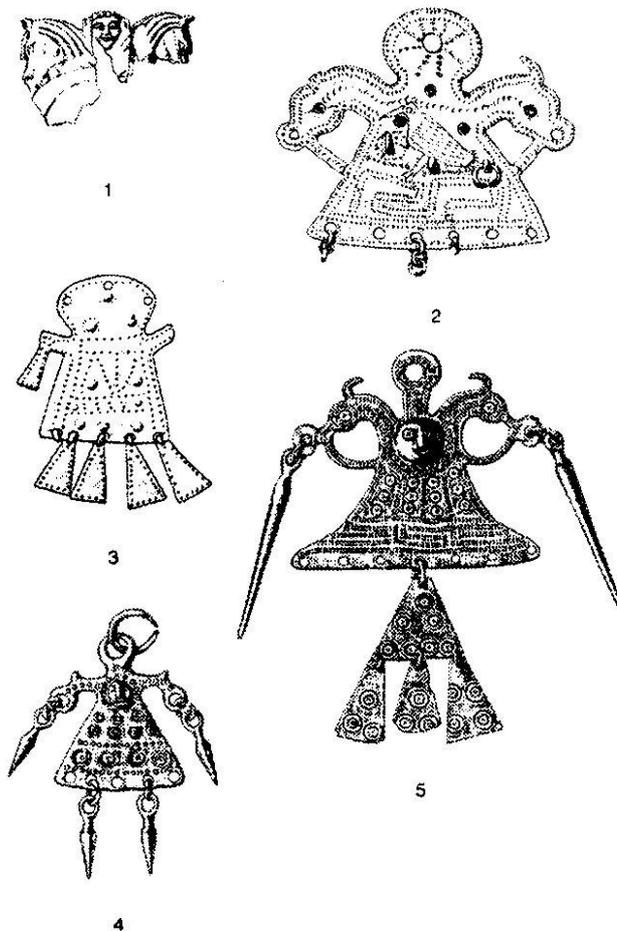


Abb. 8: 1 Attasche aus Athen. 2.4.5 Anthropomorphe Anhänger mit Pferdearmen. 2 Sanzeno im Nonsberg; 4 Mechel im Nonsberg; 5 Fundort unbekannt. 3 Anthropomorpher Anhänger. Meran. Bronze. Nach EGG 1986.

Die Frage, aus welchem Anlass ein Brandopferplatz eingerichtet und dort Opfer vollzogen wurden, lässt sich über die archäologischen Funde und Befunde nur selten ermitteln. Eines dieser seltenen Beispiele ist der kleine Brandopferplatz in einer latènezeitlichen Siedlung bei Kundl, Bez. Kufstein, Nordtirol: er wurde angelegt, nachdem im letzten Viertel

des 2. Jh. v. Chr. eine Mure Schmiedewerkstätten dort verwüstet hatte, wie der archäologische Befund deutlich erkennen ließ (LANG 1998, 20 ff.). Das Brandopfer aus Haustieren und Feldfrüchten, das am Rand der Vermurung dargebracht wurde, hing sicher mit der überstandenen Naturkatastrophe zusammen.

Fehlen Hinweise für den Sinn eines Opfers, kann man nur generell auf die Gründe verweisen, aus denen heraus Menschen erfahrungsgemäß Opfer bringen (Zusammenstellung z. B. bei SEIWERT 1998); wir können sie auch für prähistorische Zeiten annehmen.

## Die Brandopferplätze in Südbayern

Nach diesen allgemeinen Ausführungen sollen zwei südbayerische Brandopferplätze detaillierter vorgestellt werden: Farchant im Loisachtal, Lkr. Garmisch-Partenkirchen (Abb. 1, Nr. 1) und Forgensee, Lkr. Schwangau (Abb. 1, Nr. 2). Beide liegen an der nördlichen Peripherie der inneralpinen Brandopferplätze.

Der Kultplatz von Farchant im Loisachtal, Lkr. Garmisch-Partenkirchen (LANG zuletzt 2002), befindet sich auf dem 800 m hohen Spielleitenköpfl, einer 150 m über dem Talboden liegenden Kuppe am Westrand des Loisachtals; von hier aus hat man einen weiten Blick ins Garmischer Becken hinein. Als archäologische Fundstätte wurde der Platz im Herbst 1993 entdeckt; ein

Spaziergänger las damals einige verbrannte Tierknochen, Bronzereste, einige Eisenstückchen und Keramikbruch auf. Die verbrannten Tierknochen sowie die topographische Lage der Kuppe mit dem weiten Rundblick ließen bei der ersten Inaugenscheinnahme des Platzes bei Farchant sofort an einen Brandopferplatz denken.

Die jeweils mehrwöchigen Ausgrabungen in den Jahren 1994, 1995, 1996, 1999 und 2002 haben dieses bestätigt. Gefunden haben sich drei Deponien (*bothroi*). Deponie 1, deren äußere Steinsetzung etwa 16 qm Fläche umschließt, ist weitgehend ergraben, die beiden anderen Deponien (2 und 3) sind nur angeschnitten. Alle drei bestehen aus natürlichen Vertiefungen im ansteh-

enden Kalk, die ausgearbeitet und mit einer rechteckigen Steinsetzung umgeben wurden. Die Steinsetzungen dürften als Trockenmauerfundamente von Gebäuden gedient haben. Reste von Hüttenlehm, teilweise mit Bretter- und Rutenabdrücken, lassen auf Flechtwerkwände schließen. Deponie 1 ist durch eine Steinreihe im Inneren in zwei längliche Kammern geteilt. Die Deponien waren mit Holzkohle in fettiger schwarzer Erde, verbrannten und unverbrannten Knochen, Metallgegenständen, Knochenartefakten sowie Keramikbruch und Steinen gefüllt. Die Zeitspanne der Deponierung umfasst, nach dem Bestand an Nadeln (Bruchstücke von Mehrknopfnadeln: Ha C2; Abb. 9, 1.2) und Fibeln (Fußzierfibeln: Ha D3; Abb. 9, 18–21) zu urteilen, die Zeit zwischen etwa 650/625–475/450 v. Chr., also sechs bis sieben Generationen.

Gebäude in der Funktion als Deponien für die Rückstände von Opferhandlungen, Kultmahlzeiten und Opfergaben sind aus dem alpinen Raum nicht bekannt. Insofern bildet der Befund von Farchant etwas Neues. Gebäude in einer Funktion als „Schatzhäuser“ oder auch „Tempel“ kennt man aus dem Südalpenraum; dort sind sie in

Siedlungen integriert und in ihrer Funktion über Funde wie kalzinierte Knochen und/oder spezifische Funde wie beispielsweise Votive, beschriftete Hirschhorngegenstände u. a. erkennbar. Beispiele dafür sind jüngereisenzeitliche Befunde in Montesei di Serso/Valsugana (Haus 2), Arche di Castelrotto bei Verona, Petersbichl bei Völs am Schlern, Putzer Gschleier bei Eppan, Südtirol sowie Sanzeno-Casalini im Nonsberg.

Wo beim Brandopferplatz von Farchant der Altar lag, wissen wir bislang nicht. Wir vermuten ihn an der höchsten Stelle der Kuppe; wegen der exponierten Lage dort kann er im Verlauf der Zeit erodiert sein. Lag er an der steilen Ostkante, die heute noch abbröckelt, muss man auch in Betracht ziehen, dass er bei einem Kantenabbruch den Hang hinabgestürzt ist. Dafür spricht eine reiche Kollektion von Gegenständen, die wir mit einem Metallsuchgerät im Steilhang gefunden haben; es sind die gleichen wie die im Grabungsverlauf zu Tage gekommenen.

Auffälligster Bestandteil der Funde sind die Überreste von Metall- und Knochenverarbeitung. Auf eine Bronzegießerei verweisen Bronze-

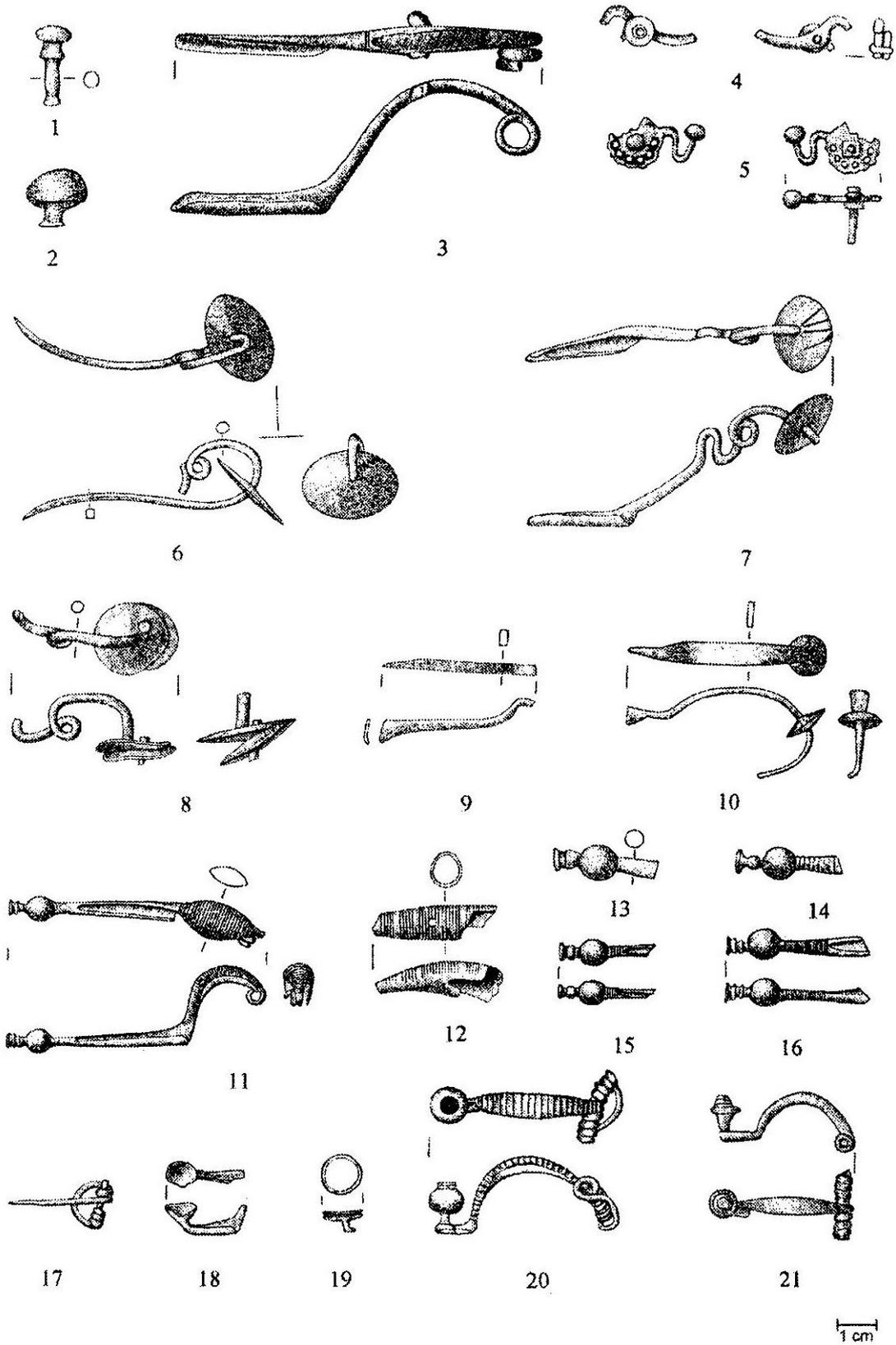


Abb. 9: Farchant, Lkr. Garmisch-Partenkirchen. Funde vom Brandopferplatz. 1–2 Mehrknopfnadeln. 3–21 Fibeln. Bronze.

schlacken, Gusszapfen (Abb. 10, 1.2) und zwei Halbfabrikate, nämlich Gussplatten mit Nieten (Abb. 10, 10.11). An Werkzeug gibt es bislang eiserne Meißel und Pfrieme unterschiedlicher Größe (Abb. 10, 3–7.25–27; 31), ein Tremolierisen, um Verzierungen auf Metall anzubringen (Abb. 10, 28), dann dreizinkige Eisengeräte, mit denen man Würfelaugen auf Knochen eingedreht hat (Abb. 10, 30). Eisenschlacke, Eisenabfallstücke (Abb. 10, 14.17) und dicke vierkantige Eisenstäbe als Halbfabrikate sind Hinweise auf eine Schmiedewerkstatt. In den Bereich der Beinverarbeitung gehören abgesägte Stücke von Hirschgeweihrosen (Abb. 11, 4) und Hornzapfen, ein Halbfabrikat in der Herstellung von Perlen (Abb. 11, 2) sowie ein Glätter für Keramik (Abb. 11, 5).

Neben den Werkstattresten gibt es eine Reihe anderer Funde. Zu Gerät und Werkzeug gehören Messer mitsamt den zugehörigen Wetzsteinen (Abb. 11, 8–14). Kleidungszubehör gibt es vor allem in Form von Fibeln (Abb. 9). Die Typen stammen dabei zu einem kleineren Teil aus dem südwestdeutschen Raum (südwestdeutsche Schlangenfibeln; Fußzierfibeln), zum größeren

Teil aus dem alpinen Raum (Zweiknopffibeln, spezifische Formen von Bogen- und Schlangenfibeln). Eine Besonderheit bildet die durchbrochene Rotelle einer Dragofibel (Abb. 9, 5); solche „Fibule a drago con antenne e margherite“ (VON ELES 1986, 239 ff.) kenne ich sonst nur aus Gräbern von Este (CHIECO BIANCHI/CALZAVARA CAPUIS 1985 Taf. 17, 33; 144, 7.8). Über die Fibeln wird deutlich, dass das der Platz in den inneralpinen Formenkreis eingebunden war.

Insgesamt ungewöhnlich ist die Mannigfaltigkeit der Formen im Verhältnis zur Anzahl an Fibeln; es wirkt, als hätte man aus Produktionsserien einer Werkstatt jeweils ein bis zwei Stücke herausgenommen und als Opfer dargebracht.

Etwas Besonderes ist das 2 cm lange, nachträglich durchbohrte Fragment eines italischen Gürtelbeschlags aus Bronzeblech, eines sogenannten *cinturone* (Abb. 12, 27). Das Farchanter Blech ist zwar nur sehr klein, aber über die Ornamentik eindeutig zu identifizieren. Nördlich der Alpen gibt es nur wenige Fundplätze der CINTURONI; Fließ, Kundl und Wörgl im Nordtiroler Inntal und dann eben Farchant.

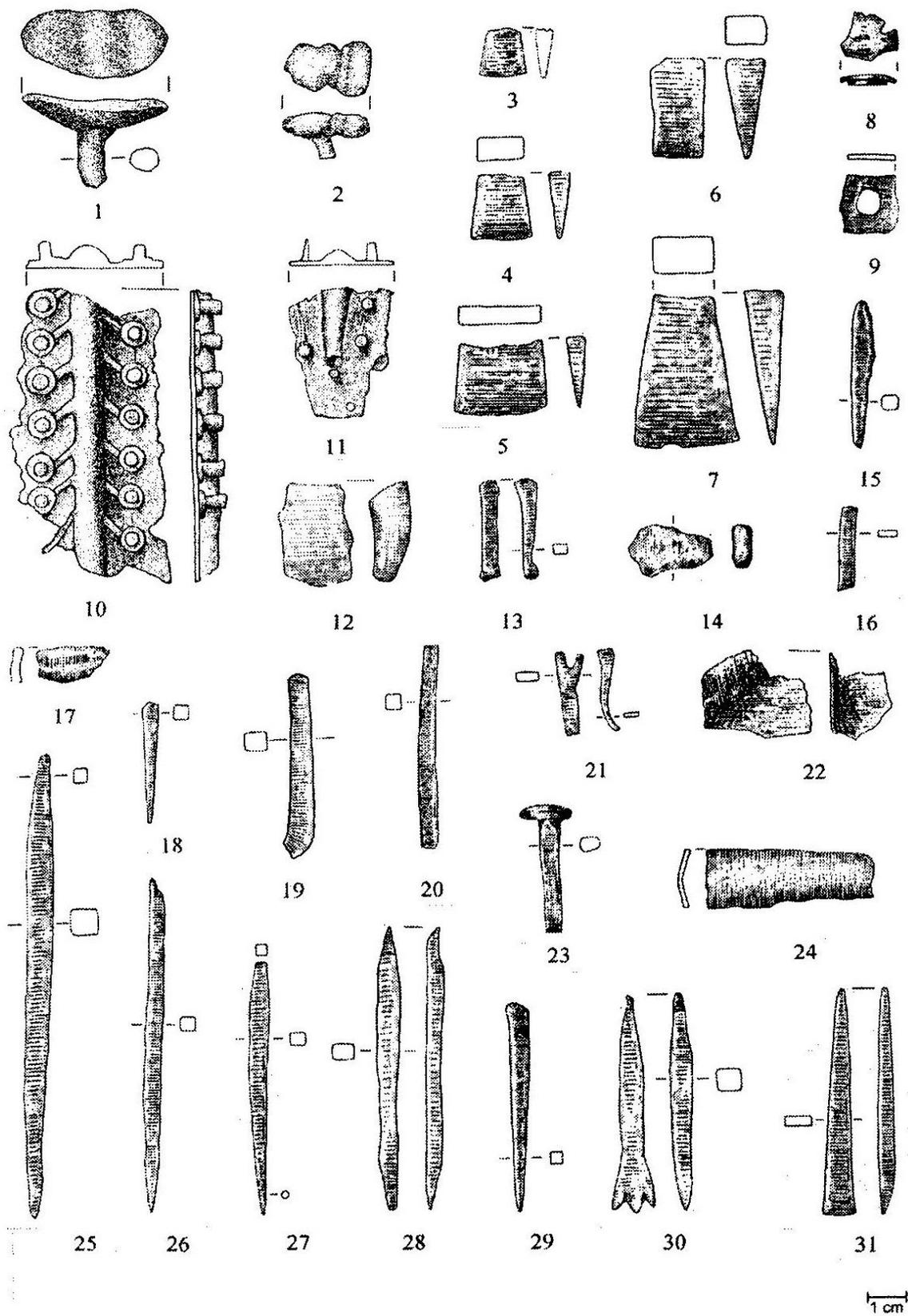


Abb. 10: Farchant, Lkr. Garmisch-Partenkirchen. Funde vom Brandopferplatz. 1-3.10-11 Bronze, sonst Eisen.

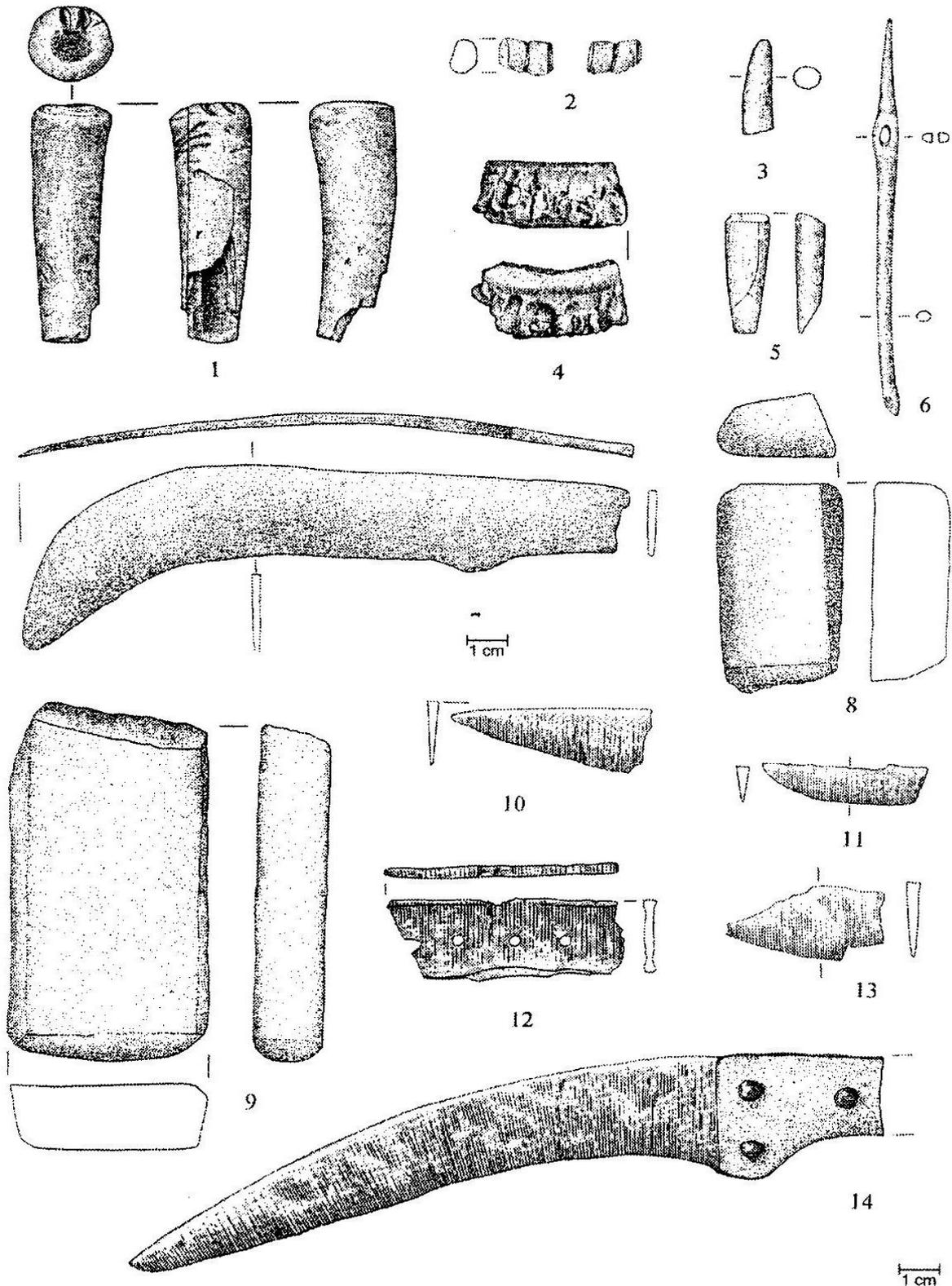


Abb. 11: Farchant, Lkr. Garmisch-Partenkirchen. Funde vom Brandopferplatz. 1 Knochengriff; 2 Halbfabrikat der Perlenherstellung; 3 Knochengerät; 4 Hirschgeweihrose; 5 Glätter; 6 Nadel; 7 Laubmesser; 8.9 Wetzsteine; 10–13 Messerteile; 14 Messer. 1–6 Knochen; 7 Bronze; 8.9 Stein; 10–13 Eisen; 14 Eisen mit Knochenauflage auf dem Griff.

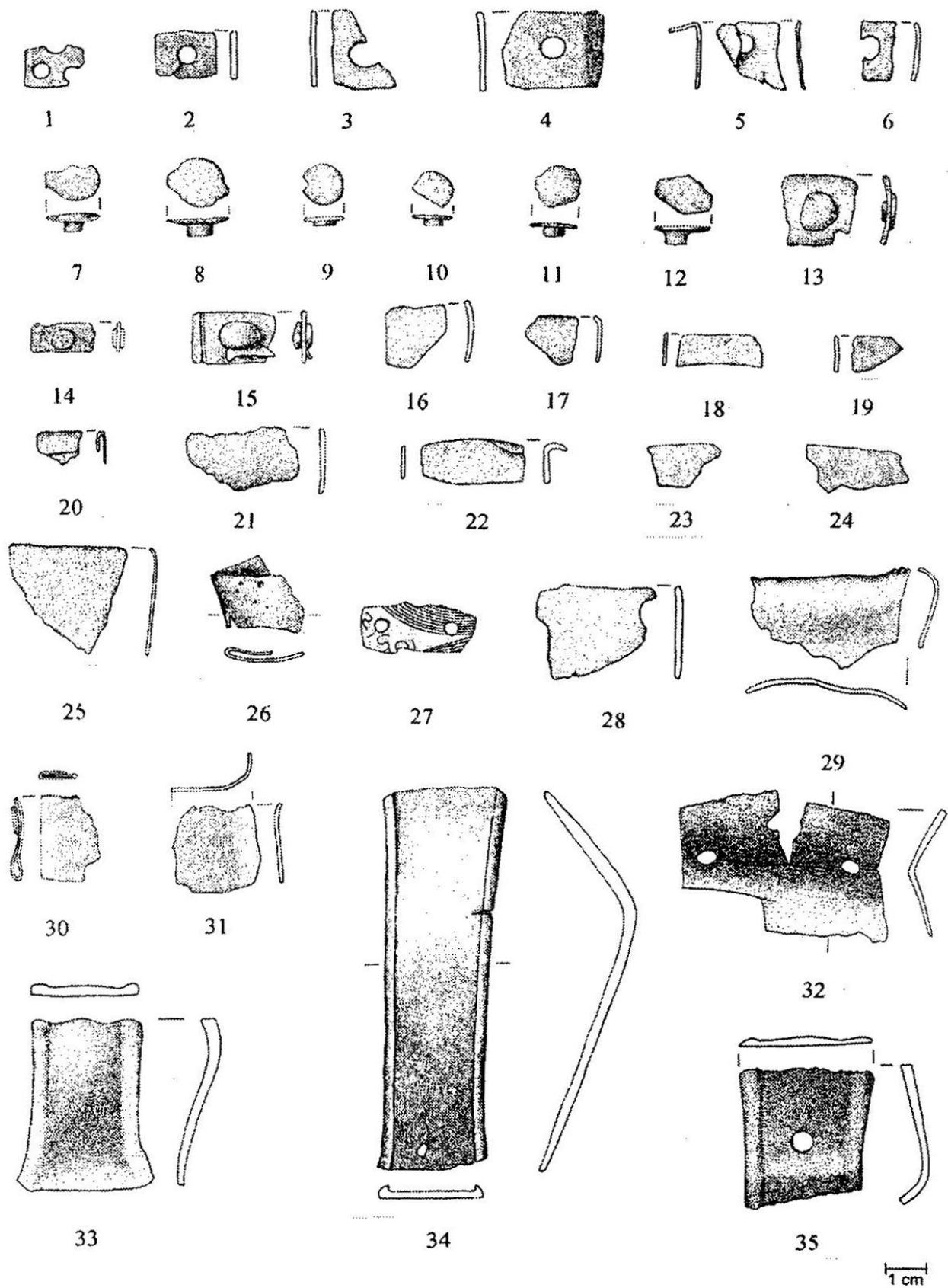


Abb. 12: Farchant, Lkr. Garmisch-Partenkirchen. Funde vom Brandopferplatz. 1-26.28-35 Teile von Bronzegefäßen. 27 Bronzeblechfragment eines italischen cinturone.

Eine Reihe von Funden dürfte zum Ritualbereich gehören, weil man Vergleichbares aus den gleichzeitigen Siedlungen und Gräbern nicht kennt. Das trifft auf eine kleine, aus Hirschgeweih gefertigte Kugel zu, die auf einer Seite sorgfältig geglättet ist und ein Ritzmuster trägt (Abb. 13, 24). Ein ähnliches Muster aus geraden und schrägen, sich teilweise überkreuzenden Linien, findet sich auf einem geschnitzten, abgebrochenen Knochenstäbchen (Abb. 13, 25). Weitere Knochen sind mit solchen Ritzungen versehen (Abb. 13, 20), ebenso die Scheibe einer Schlangenfibel (Abb. 9, 7). Diese Ritzzeichen sind typisch für den inneralpinen Raum.

Bronzeblechstücke (Abb. 12, 1–26.28–32) und massiv gegossene Bandhenkel aus Bronze (Abb. 12, 33–35) gehören zu bronzem Trinkgeschirr, zu mindestens zwei Eimern, sogenannten Situlen. Solches Bronzegeschirr ist Teil der Ausstattung in reichen Gräbern des 7. und 6. Jh. v. Chr. in Nordtirol, beispielsweise in den Gräbern von Wörgl in Nordtirol, ebenso auch in Südbayern. Attribute der Führungsschicht in Südbayern sind vierrädrige Holzwagen, deren Eisenbeschläge man in den Gräbern noch findet, sowie bei Männern Lanzen als Waf-

fen. Als Teil eines Wagens hat sich auf dem Brandopferplatz ein eiserner Achsvorstecker gefunden (Abb. 13, 10); Teil einer Lanze ist ein eiserner Lanzenschuh (Abb. 13, 9).

Die Gefäße sind größtenteils so kleinteilig zerbrochen, dass sich ihre Form nur schwer rekonstruieren lässt. Belegt sind die üblichen Formen der Zeit (Abb. 14), die man aus dem Inntal ebenso wie aus Südbayern kennt. Besonders bemerkenswert sind zwei Stücke einer inneralpinen Schale (Fritzener Schale: Abb. 14, 13), weil sie den ältesten Beleg dieses Typs nördlich der Alpen bildet.

Eingangs wurde gesagt, dass Tierknochen, vor allem verbrannte, charakteristische Bestandteile von Brandopferplätzen sind. Die etwa 200.000 Knochen von Farchant sind teils unverbrannt, teils in verschiedenen Stadien verbrannt: Die verbrannten Knochen sind die Überreste der Opfertiere, die unverbrannten, die die typischen Spuren von Speise- und Schlachtabfällen zeigen, Reste der Kultmahlzeiten. Die Tierarten sind, wie üblich, Schaf, Ziege, Rind, Schwein, dazu auch ein Pferd. Die erste vorläufige Durchsicht der Knochen (Prof. Dr. ANGELA VON DEN DRIESCH, München) hat ergeben, dass die Verteilung der verbrannten

und unverbrannten Knochen bezüglich der Körperteile nicht dem bekannten Schema von Brandopferplätzen entspricht: es gibt verbrannte und unverbrannte Knochen jeweils von allen Körperteilen, fleischreichen wie fleischarmen. Den höheren Mächten waren also nicht nur die fleischarmen Teile zugeordnet worden. Sieht man dies unter dem oben geschilderten Gesichtspunkt der Ressourcenwirtschaft, dann waren die Bewohner im Farchanter Raum damals so wohlhabend, dass sie den höheren Mächten auch fleischreiche Stücke gönnen konnten.

Der Reichtum mag mit der Lage des Brandopferplatzes und damit auch der zugehörigen Siedlung zusammenhängen. Die Kleinregion Farchant liegt isoliert zwischen den hallstattzeitlichen Siedlungen des Alpenvorlands und denen des Inn-tals, und zwar auf der verkehrsgeographisch wichtigen Route, die über Loisachtal, Seefelder Sattel und Zirler Berg führt und das Alpenvorland mit dem Inntal verbindet. Es ist der Weg, über den Südbayern mit Kupfererz aus den Lagerstätten bei Schwaz und Brixlegge im Inntal

bzw. daraus hergestellten Halb- und Fertigprodukten versorgt werden konnte. Wer sich bei Farchant im Loisachtal niederließ, konnte nicht nur sich selber ohne großen Aufwand Erz besorgen und für Abnehmer im Alpenvorland Güter produzieren, sondern auch monopolartig den Gütertausch über diese Route kontrollieren.

Ich fasse zusammen, was man zum Brandopferplatz von Farchant sagen kann. Er bestand von etwa 650/625–475/450 v. Chr., also über sechs bis sieben Generationen hinweg. Zu den Ritualen dort gehörten Brandopfer von Haustieren, gemeinsame Kultmahlzeiten und Deponierungen von Gegenständen des täglichen Lebens. Bislang sind sämtliche Funde dem männlichen Lebensbereich zuzuordnen; es gibt nichts, was eindeutig einer Frau gehörte wie spezifischer Schmuck und typisches Zubehör der Tracht. Ich möchte daraus beim jetzigen Stand schließen, dass der Brandopferplatz Männern, und zwar Metallwerkern, Bronzegießern und Eisenschmieden, zur Kulturausübung vorbehalten war.

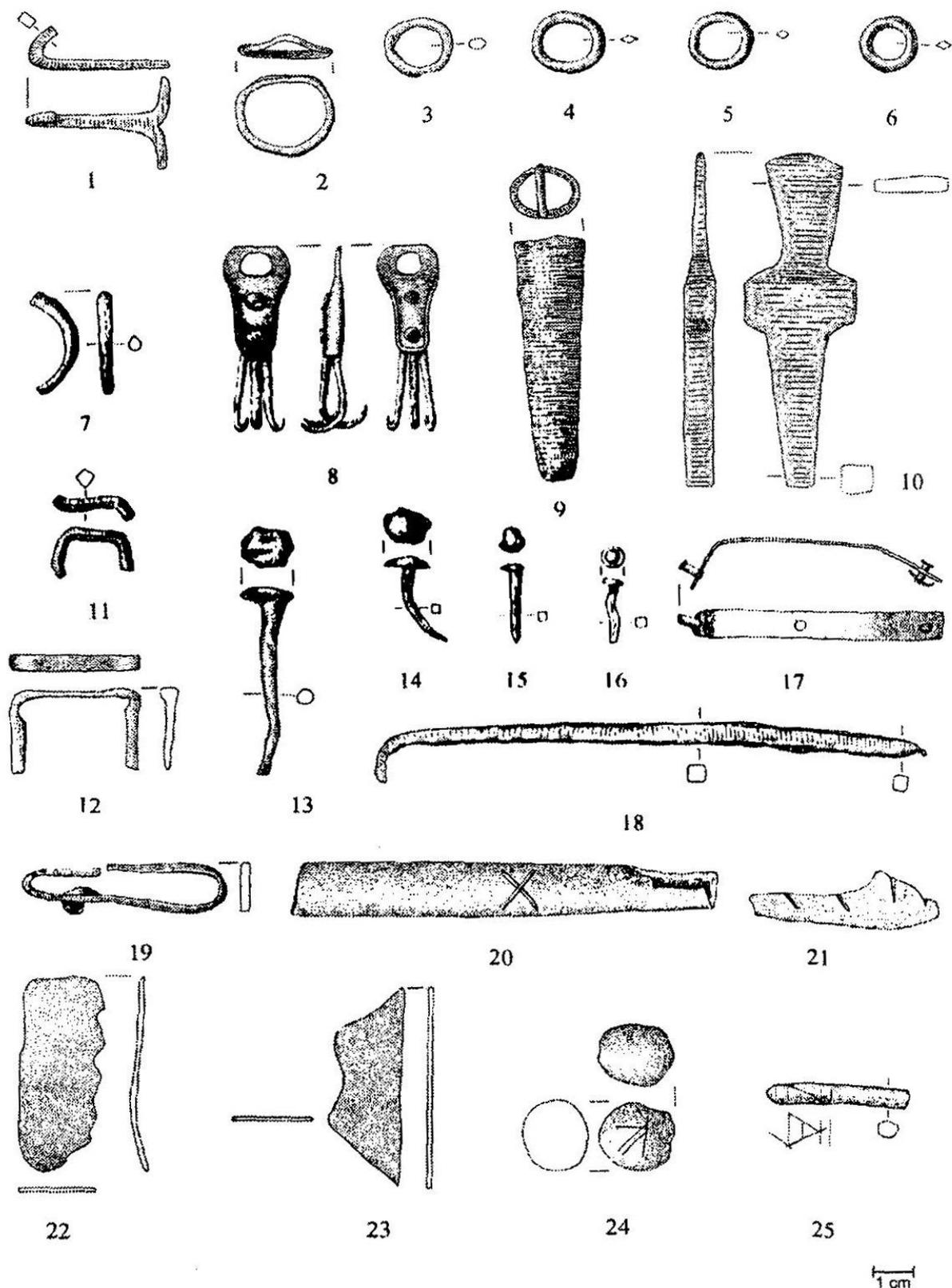


Abb. 13: Farchant, Lkr. Garmisch-Partenkirchen. Funde vom Brandopferplatz. 1 Gürtelhaken; 2-7 Ringe; 8 Blinker(?); 9 Lanzenschuh; 10 Achsnagelfragment; 11.13-16.18 Nägel und Klammern; 20-21.24-25 verzierte Knochenteile; 22.23 Bronzeblech unklarer Funktion. 1.9-11.13-16.18 Eisen. 2-7.12.19.22.23 Bronze. 8 Bronze und Eisen. 20-21.24-25 Knochen.

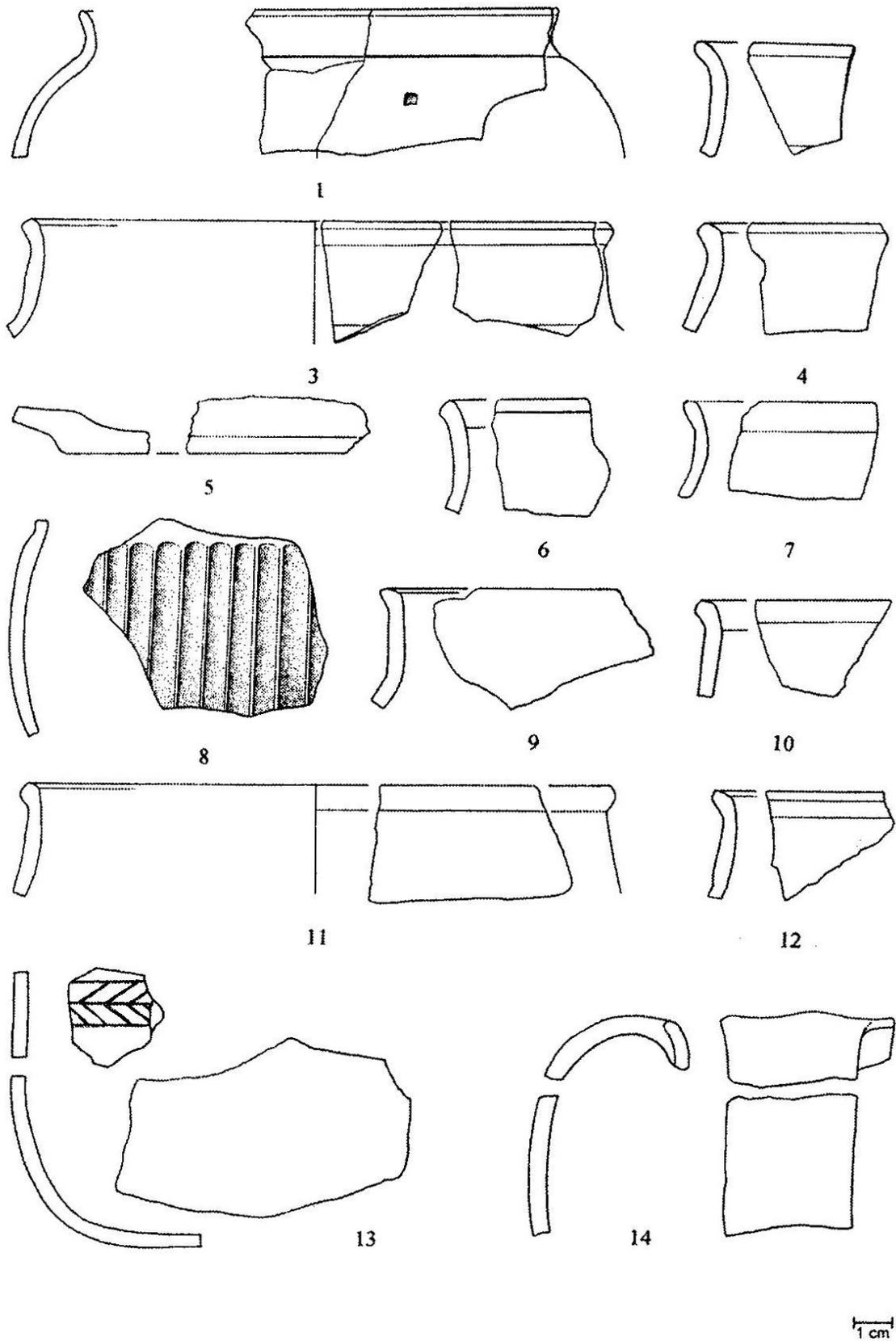


Abb. 14: Farchant, Lkr. Garmisch-Partenkirchen. Funde vom Brandopferplatz. Bruchstücke von Gefäßen. Keramik.

Der zweite Brandopferplatz liegt am Forggensee, einem Stausee des Flusses Lech nördlich von Füssen im Allgäu (Abb. 1, Nr. 2). Anfang März bis Anfang Mai wird der Wasserspiegel regelmäßig abgesenkt; bei einem derartigen Niedrigstand hat ein Hobbyarchäologe dann 1977 den Brandopferplatz am Nordrand des Sees entdeckt, den 1993 die Bayerische Akademie der Wissenschaften unter Leitung von WERNER ZANIER dann archäologisch untersucht hat (ZANIER 1999; nach ZANIER die folgende Beschreibung der Befunde

und Funde).

Der Brandopferplatz war auf einem flach geneigten Gelände errichtet worden, von dem aus man einen eindrucksvollen Alpenblick hat. Er besteht aus drei Stellen (Abb. 15).

Der ältere Altar, Stelle 2, wurde etwa um die Hälfte des 1. Jh. v. Chr. als 6 x 4 m großer, rechteckiger Altar aus Sandsteinplatten gebaut, auf dem die Opfertiere verbrannt wurden. Neben den Tieropfern hat man auch Speiseopfer gebracht: verkohlte Reste von Erbse, Ackerbohne und

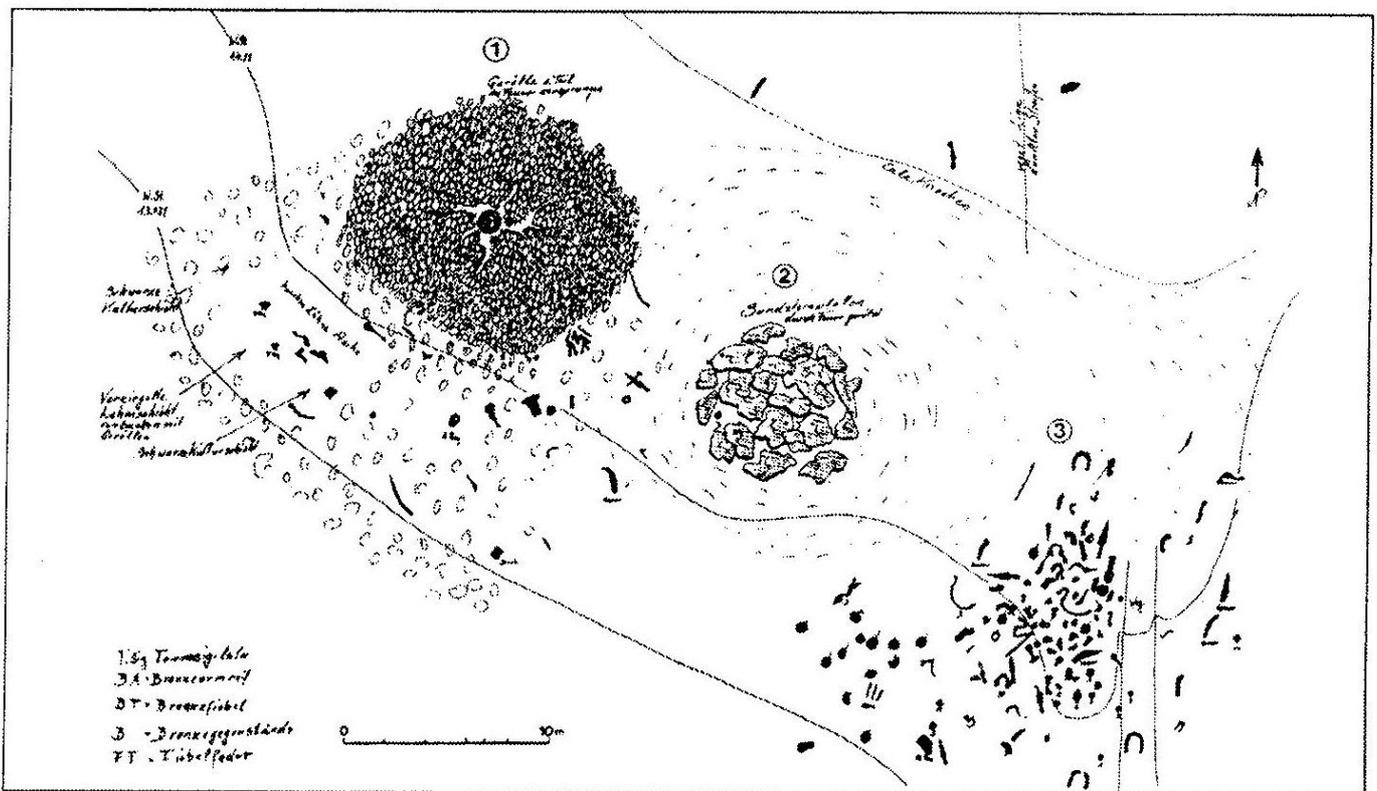


Abb. 15: Forggensee, Gde. Schwangau, Lkr. Ostallgäu. Brandopferplatz. 1 Altar aus Rollsteinen. 2 Altar aus Platten. 3 Deponie. Nach MAIER 1986, 233 Abb. 2.

Gerste, also gängige Feldfrüchte aus einheimischem Anbau, belegen dies. Westlich und östlich des Altars deponierte man die zugehörigen Sachopfer. Da sie auch römerzeitlich sind, dürften auf dem Steinplattenaltar auch in römischer Zeit noch Brandopfer dargebracht worden sein.

Die römerzeitliche Stelle 1 war bei der Entdeckung ein Rollsteinhügel von 11–13 m Durchmesser bei einer erhaltenen Höhe von 50 cm. Ursprünglich war er ein kreisrunder Altar mit einem Durchmesser von knapp 5 m; die Steine dieses Baus (Kalk- und Sandsteine) waren verbrannt, verbrannte Tierknochen haben sich dort aber nicht gefunden; also wurden Tiere dort nicht geopfert. Vor dem Altar fanden sich locker verstreut Opfertiere, dazu auch die unverbrannten Tierknochen der Kultmahlzeiten.

Stelle 3 ist eine Deponie, eine Fläche, auf der Opfertiere, niedergelegt wurden, und zwar sowohl in vorrömischer wie auch römischer Zeit.

Die 565 kg verbrannten Knochen, und zwar die üblichen Schädel- und Extremitätenteile, verteilen sich auf 171 Rinder und 227 Schafe oder Ziegen, das sind insge-

samt 398 Opfertiere. Wie sich diese etwa 400 blutigen Tieropfer auf die 250–300jährige Geschichte des Platzes aufteilen, lässt sich nicht rekonstruieren.

Das spätlatènezeitliche Opfermaterial vom Forggensee ist außerordentlich mannigfaltig: landwirtschaftliches Gerät (Abb. 16, 5.6), Wagen und Pferdegeschirr (Abb. 17, 1.2), Bronzegerät und Küchengerät (Abb. 16, 4), Waffen (Abb. 17, 3–8), Werkzeug und Gerät, Reste der Eisenverarbeitung, Trachtbestandteile/Schmuck (Abb. 16, 1.3), dazu, wie zu dieser Zeit üblich, auch Münzopfer. Die Gegenstände waren wenig oder überhaupt nicht deformiert. Zum Fundmaterial seien beispielhaft Stücke der einzelnen Funktionsgruppen zitiert. Zum Trachtzubehör gehören Fibeln (Abb. 16, 3), Armringe (Abb. 16, 1), Fingerringe, Gürtelteile, Anhänger und Ketten. Küchengerät ist mit Messern, Bratspieß und Siedfleischhaken (Abb. 16, 4) sowie Teilen von Metallgeschirr (Eimer, Kessel) vertreten. Zum Toilettegerät gehört ein Rasiermesser. Das Waffeninventar ist reichhaltig: Lanzen, die in Form von Lanzenspitzen und Lanzenschuhen überliefert sind (Abb. 17, 5–8), Schildbuckel (Abb. 17, 4) und Schildnägel; Schwerter allerdings fehlen.

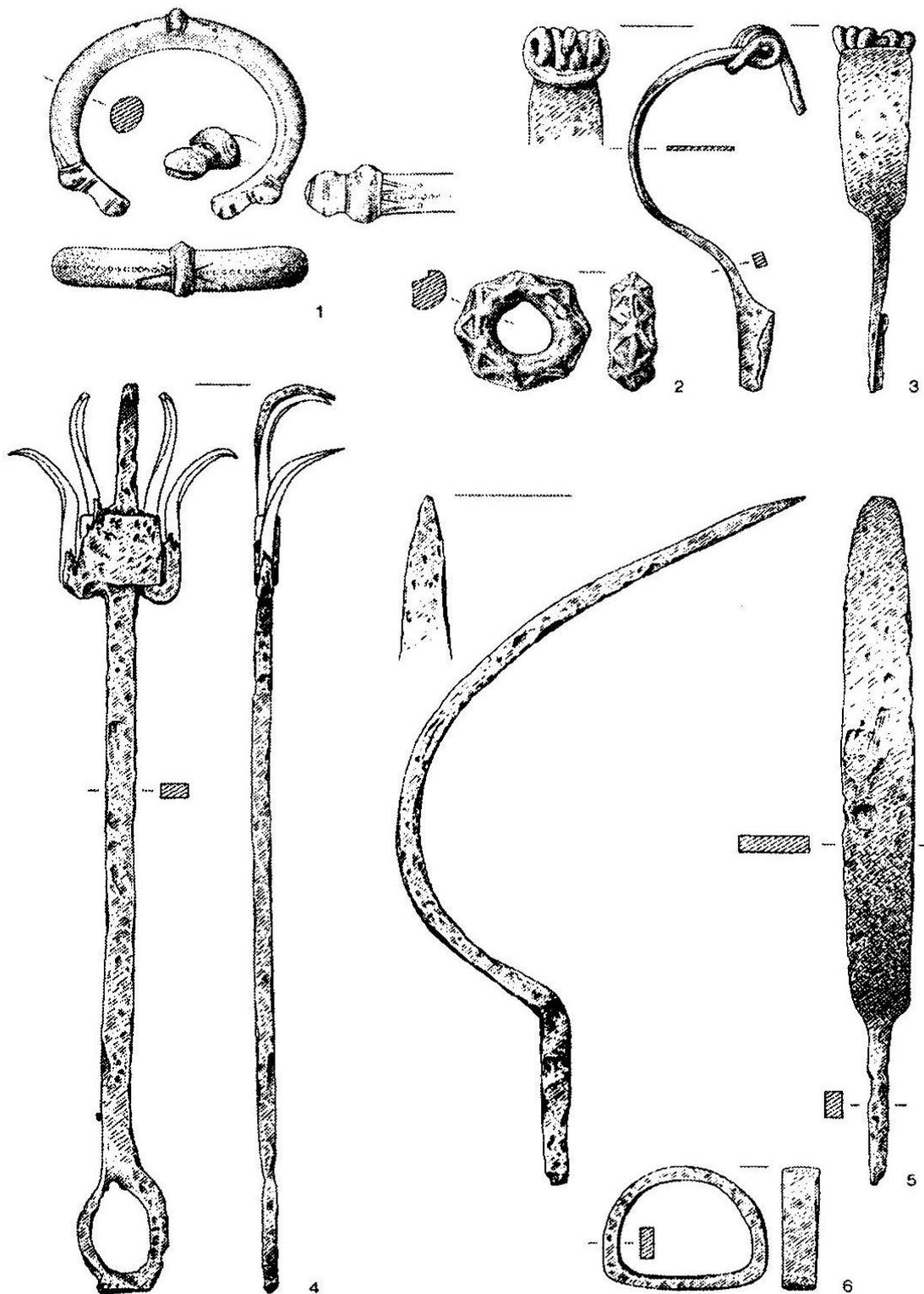


Abb. 16: Forggensee, Gde. Schwangau, Lkr. Ostallgäu. Funde vom Brandopferplatz. 1 Armring; 2 Amuletring; 3 Fibel; 4 Siedfleischhaken; 5.6 Mahdhaken. 1.2 Bronze; sonst Eisen. Nach MAIER 1983.

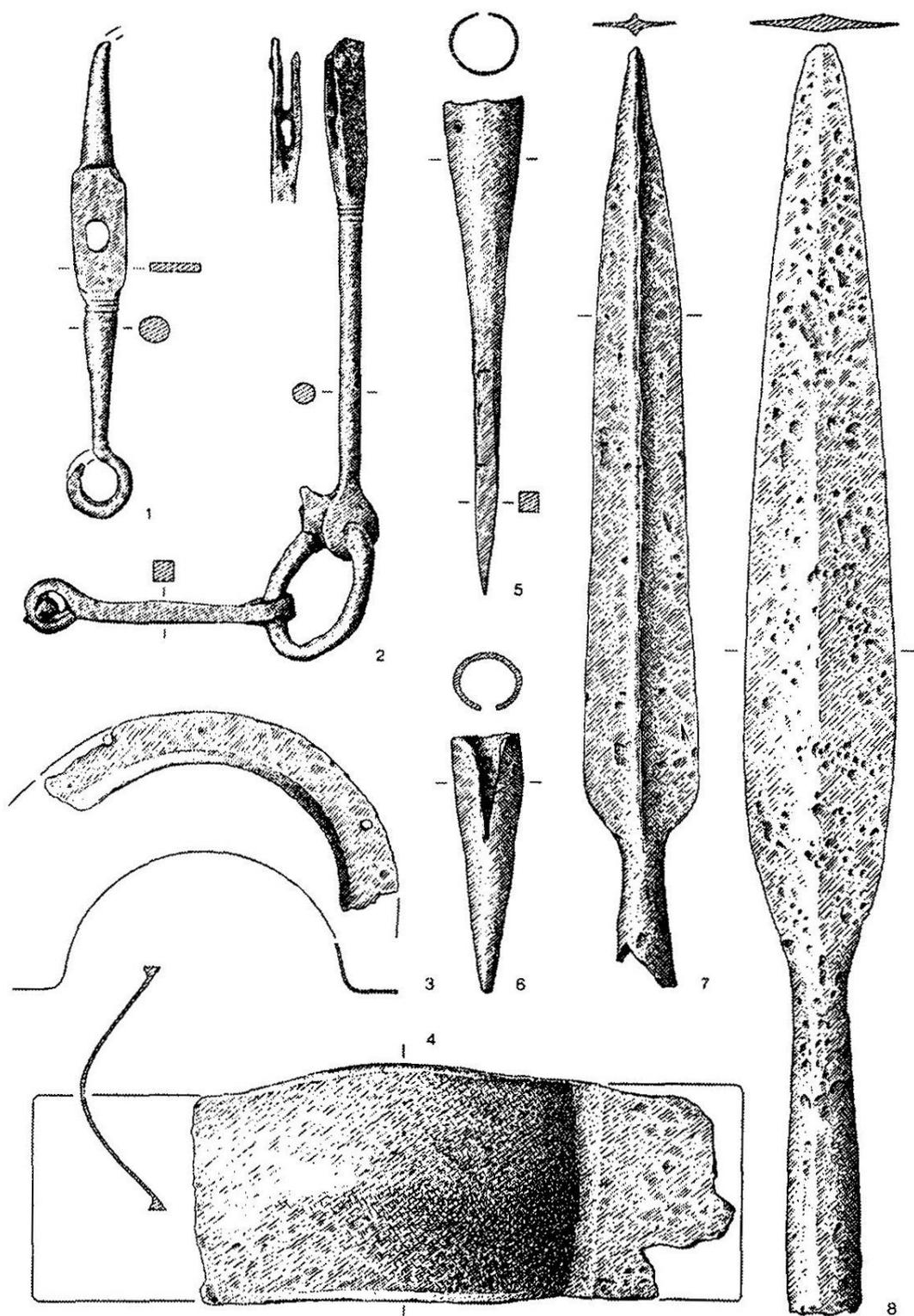


Abb. 17: Forggensee, Gde. Schwangau, Lkr. Ostallgäu. Funde vom Brandopferplatz. 1.2 Pferdezaumzeug. 3.4 Schildbuckel; 5.6 Lanzenschuhe; 7.8 Lanzenspitzen. Eisen. Nach MAIER 1983.

Bemerkenswert ist ein Teil einer Fußfessel. Fesseln wurden wohl bei Kriegsgefangenen, Sklaven und Kriminellen verwendet. Der griechische Schriftsteller PAUSANIAS überliefert, dass freigelassene Gefangene ihre Fesseln in Heiligtümern an Bäume hängten; TACITUS erzählt, dass man den heiligen Hain des Obergottes der Senonen, eines keltischen Stammes, nur gefesselt betreten durfte. So können für die Fessel vom Forggensee unterschiedliche Deutungen möglich sein.

Auch Teile von Pferdegeschirr und Wagen sind unter den Opfergaben vertreten. Werkzeug und Gerät gibt es in Form von Beilen, Meißeln, Säge usw. Zur Metallverarbeitung dienten Hammer, Durchschlag, Meißel und Feilen. Stoff- und Lederbearbeitung bezeugen Pfrieme. landwirtschaftliche Tätigkeiten Sensen und Mahdhaken. Dann gibt es noch Bau- und Verbindungsteile unterschiedlichster Art sowie Eisenbarren, Zwischenprodukte und Abfälle aus einer Schmiedewerkstatt.

Keramik war am Forggensee – im Unterschied zum sonst üblichen – spärlich. Es gibt nur eine einzige Scherbe der spätlatènezeitlichen Graphittonkeramik, ansonsten früh-römische Keramik wie etwas

Sigillata und die übliche Gebrauchskeramik.

Die Mannigfaltigkeit der Opfergaben lässt auf einen breit gestreuten Personenkreis schließen, der an den Brandopfer Ritualen teilnahm. Diese Vielfalt der Gaben und der lange Zeitraum der Kultausübung legen den Schluss nahe, dass der Platz als zentrale Kultstätte eines größeren Einzugsgebietes diente.

Das Heiligtum am Forggensee ist unter dem Aspekt der Kultkontinuität bemerkenswert. In Sichtweite lag die früh-römische Militärstation auf dem Auerberg, und während das dort oben stationierte Militär die römische Götterwelt verehrte, übte die einheimische Bevölkerung noch ihre traditionellen Rituale aus. Es dauerte noch etwa sechs Generationen, bis die römischen Götter sich dann endgültig durchsetzten. Römische Rituale überlagerten die einheimischen, die sich damit archäologischer Beobachtung entziehen. Wir wissen daher nicht, wie lange sich die mit Tierbrandopfern verbundenen einheimischen Glaubensvorstellungen in römischem Gewand gehalten haben.

Die Brandopferplätze von Farchant und vom Forggensee sind unterschiedlich hinsichtlich ihrer

Zeitstellung, der zeitlichen Dauer als Kultstätte und deren Einzugsgebiet; Unterschiede bestehen auch hinsichtlich Kultverhalten (Teilung des Tieropfers, gemeinsame Kultmahlzeit, Auswahl und Behandlung [Unbrauchbarmachen] der Opfergaben sowie der Art ihrer Depositionierung). Insofern sind sie gute Beispiele für die große Bandbreite im archäologischen Erscheinungsbild der alpinen Brandopferplätze. Deren unterschiedliche Ausprägung können wir vorläufig nur konstatieren, ohne Gründe dafür benennen zu

können. Die Variabilität der Kultausübung mit Tierbrandopfern kann beispielsweise regional, chronologisch oder religiös bedingt sein – wir wissen es nicht, weil viel zu wenig Plätze ausreichend gut ergraben sind. Es lohnt sich, den Brandopferplätzen, die bei allem Wandel in anderen Bereichen des täglichen Lebens zwischen etwa 1800 v. Chr. und 200 n. Chr. eine Konstante im religiösen Brauchtum der Inneralpen bildeten, in der Forschung mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

## Verzeichnis der abgekürzt zitierten Literatur

BEHM-BLANCKE 1965

G. BEHM-BLANCKE, Das germanische Tierknochenopfer und sein Ursprung. Ausgr. u. Funde 10, 1965, 233–239.

BEHM-BLANCKE 2003

G. BEHM-BLANCKE, Heiligtümer der Germanen und ihrer Vorgänger in Thüringen. Die Kultstätte Oberdorla. Forschungen zum alteuropäischen Religions- und Kultwesen. Überarbeitet und ergänzt von S. Dušek und B. Lettmann. Weimarer Monogr. Ur- u. Frühgesch. 38,1 (Stuttgart 2003).

CHIECO BIANCHI 1985

A.M. CHIECO BIANCHI/L. CALZAVARA CAPUIS, Este I. Le necropoli Casa di Ricovero, Casa Muletti Prosdocimi e Casa Alfonsi (Rom 1985).

DORMINGER 1962

G. DORMINGER (Hrsg.), Der Gallische Krieg (München 1962).

- EGG 1986  
M. EGG, Die „Herrin der Pferde“ im Alpengebiet. Arch. Korrbbl. 16, 1986, 69–78.
- v. ELES MASI 1986  
P. v. ELES MASI, Le fibule dell'Italia settentrionale. PBF XIV, 5 (München 1986).
- GANSLMEIER 2001  
R. GANSLMEIER, Tierknochen aus jungsteinzeitlichen Siedlungen in Niederbayern – Tiergräber und Tieropfer. Arb. Arch. Süddeutschlands 14 (Büchenbach 2001).
- GLADIGOW 1984  
B. GLADIGOW, Die Teilung des Opfers. Zur Interpretation des Opfers in vor- und frühgeschichtlichen Epochen. Frühmittelalterl. Stud. 18, 1984, 19–43.
- GLEIRSCHER 1992  
P. GLEIRSCHER, Zum eisenzeitlichen Brandopferplatz auf dem Rungger Egg bei Seis am Schlern (Südtirol). In: I. METZGER/P. GLEIRSCHER (Hrsg.), Die Räter/I Reti (Bozen 1992) 567–580.
- GLEIRSCHER/NOTHDURFTER/SCHUBERT 2002  
P. GLEIRSCHER/H. NOTHDURFTER/E. SCHUBERT, Das Rungger Egg. Untersuchungen an einem eisenzeitlichen Brandopferplatz bei Seis am Schlern in Südtirol. Röm.-Germ. Forsch. 61 (Mainz 2002).
- HIMMELMANN 1997  
N. HIMMELMANN, Tieropfer in der griechischen Kunst. Nordrhein-Westfälische Akad. Wiss. Vorträge G 349 (Opladen 1997).
- KRÄMER 1966  
W. KRÄMER, Prähistorische Brandopferplätze. In: Helvetia Antiqua. Festschrift E. Vogt (Zürich 1966) 111–122.
- LANG 1998  
A. LANG, Das Gräberfeld von Kundl im Tiroler Inntal. Studien zur vorrömischen Eisenzeit in den zentralen Alpen. Frühgesch. u. provinzialröm. Arch., Mat. u. Forsch. 2 (Rahden 1998).

LANG 2002a

A. LANG, Speise- und Trankopfer. In: L. ZEMME-PLANK (Hrsg.), Kult der Vorzeit in den Alpen. Opfergaben – Opferplätze – Opferbrauchtum/Culti nella Preistoria delle Alpi. Le offerte i santuari i riti (Bozen 2002) 917–934.

LANG 2002b

A. Lang, Der hallstattzeitliche Brandopferplatz auf dem Spielleitenköpfl bei Farchant, Lkr. Garmisch-Partenkirchen. In: L. ZEMME-PLANK (Hrsg.), Kult der Vorzeit in den Alpen. Opfergaben – Opferplätze – Opferbrauchtum/Culti nella Preistoria delle Alpi. Le offerte i santuari i riti (Bozen 2002) 811–832.

LUCKE/FREY 1962

W. LUCKE/O.-H. FREY, Die Situla in Providence (Rhode Island). Ein Beitrag zur Situlenkunst des Osthallstattkreises. Röm.-Germ. Forsch. 26 (Berlin 1962).

MAIER 1969

R.-A. MAIER, Versuche über Traditionen des „Stoffwerts“ von Tierknochen und Traditionen primitiven „Tierdenkens“ in der Kultur- und Religionsgeschichte (München 1969).

MAIER 1983

R.-A. MAIER, Rätischer Brandopferplatz in der Lechstauanlage „Forggensee“, Gemeinde Schwangau, Landkreis Ostallgäu, Schwaben. Arch. Jahr Bayern 1983, 87–92.

MAKKAY 1986

A. MAKKAY, Bauopfer in der Lengyel-Kultur und seine Beziehungen zu den Bauopferformen der Körös-Kultur und der Linienbandkeramik. In: Internationales Symposium über die Lengyel-Kultur, Nové Vozolkany 1984 (Nitra/Wien 1986) 169–175.

MEULI 1946

K. MEULI, Griechische Opferbräuche. In: Phyllobolia. Festschr. P. VON DER MÜHL (Basel 1946) 185–288.

NIEDERWANGER 2002

G. NIEDERWANGER, Der Brandopferplatz Schwarzsee am Seeberg (Südtirol). In: L. ZEMME-PLANK (Hrsg.), *Kult der Vorzeit in den Alpen. Opfergaben – Opferplätze – Opferbrauchtum/Culti nella Preistoria delle Alpi. Le offerte i santuari i riti* (Bozen 2002) 743–761.

PAULSON 1961

I. PAULSON, Schutzgeister und Gottheiten des Wildes (der Jagdtiere und Fische) in Nordeurasien. Eine religionsethnographische und religionsphänomenologische Untersuchung jägerischer Glaubensvorstellungen. *Acta Univ. Stockholmiensis/Stockholm Stud. in comparative Religion* 2 (Stockholm 1961).

SEIWERT 1998

H. SEIWERT, Opfer. In: H. GANCIK/B. GLADIGOW/K.-H. KOHL (Hrsg.), *Handbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe IV* (Stuttgart/Berlin/Köln 1998) 268–281.

TOMEDI 2002

G. TOMEDI, Fortsetzung der Grabung am Brandopferplatz am Goldbichl bei Igls. *Arch. Forsch. u. Grabungsber. Tirol. Archaeo Tirol* 3 (Wattens 2001) 171–174.

TSCHURTSCHENTHALER/WEIN 2002

M. TSCHURTSCHENTHALER/U. WEIN, Das Heiligtum auf der Pillerhöhe. In: L. ZEMME-PLANK (Hrsg.), *Kult der Vorzeit in den Alpen. Opfergaben – Opferplätze – Opferbrauchtum/Culti nella Preistoria delle Alpi. Le offerte i santuari i riti* (Bozen 2002) 635–673.

WEISS 1997

R.-M. WEISS, Prähistorische Brandopferplätze in Bayern. *Internat. Arch.* 35 (Espelkamp 1997).

ZANIER 1999

W. ZANIER, Der spätlatène- und römerzeitliche Brandopferplatz im Forggensee (Gde. Schwangau). *Münchner Beitr. Vor- u. Frühgesch.* 52 (München 1999).

ZEMMER-PLANK 2002

L. ZEMMER-PLANK, Glück oder Unglück – das Los bestimmt über die Zukunft. In: L. ZEMME-PLANK (Hrsg.), Kult der Vorzeit in den Alpen. Opfergaben – Opferplätze – Opferbrauchtum/Culti nella Preistoria delle Alpi. Le offerte i santuari i riti (Bozen 2002) 1155–1182.

*PROF. DR. AMEI LANG  
Institut für Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie und  
Provinzialrömische Archäologie  
Ludwig-Maximilians-Universität München  
Geschwister-Scholl-Platz 1  
80 539 München*

TÜVA

Tübinger Verein zur Förderung der  
Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie  
c/o

Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters  
Schloß Hohentübingen  
72070 Tübingen

